

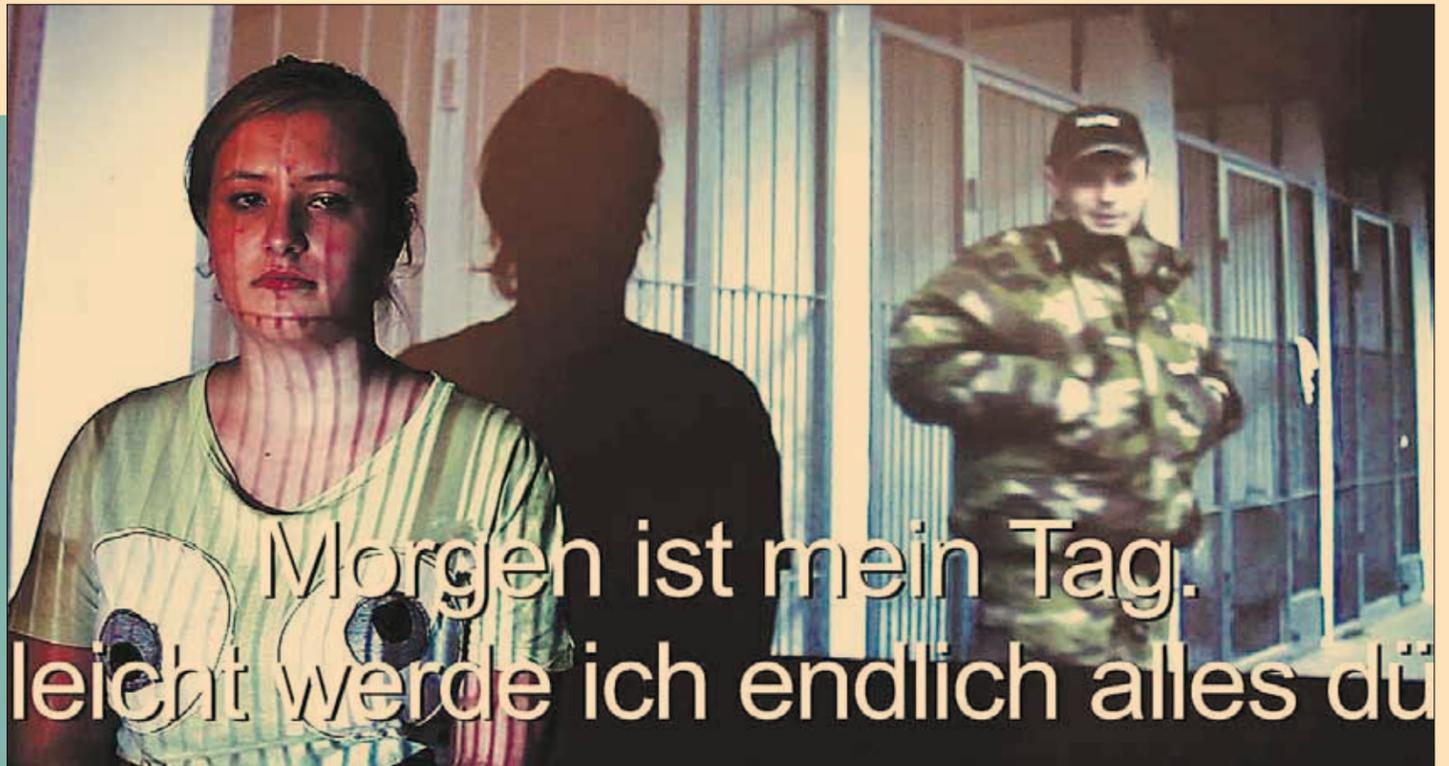
MIGRATION

Die Welt in Bewegung

## Migration ist kein neues Phänomen

Mehr als 43 Millionen Menschen weltweit sind derzeit auf der Flucht. Der 60. Jahrestag der Gründung des UN-Flüchtlingshilfswerks UNHCR war Anlass, die historische Dimension der Migrationsbewegungen darzustellen. Migrationserfahrungen haben auch die Filmemacherinnen **Nina Kusturica**, **Borjana Venzislavova** und **Catalina Molina**. Ihre Aufnahmen irritieren, so wie jene rechts von Kusturica. Ihre Serie endet auf Seite 12. Dann folgt Venzislavovas Intervention, deren Hinweise an Zigarettenwerbung erinnern. Molinas Eingriffe auf den letzten ALBUM-Seiten orientieren sich an Anzeigen. Mehr zu den Künstlerinnen auf Seite 35. Über Monate haben den Entstehungsprozess Diagonale-Leiterin **Barbara Pichler** und **Bettina Stimeder** begleitet, **Rudi Reiterer** sorgte für die Umsetzung. Die Filmarbeiten sind abrufbar unter [derStandard.at/MigrationVideos](http://derStandard.at/MigrationVideos).

Alexandra Förderl-Schmid,  
Chefredakteurin



## UN-Hochkommissar: Europas Asylsystem funktioniert nicht

### Guterres zum Straßburg-Urteil: Nicht nach Griechenland abschieben

**Straßburg/Wien** – Der UN-Hochkommissar für Flüchtlinge, António Guterres, hat das europäische Asylsystem kritisiert. Solange über Asyl von Land zu Land in der EU höchst unterschiedlich entschieden werde, „funktioniert das europäische Asylsystem nicht“, sagte Guterres im STANDARD-Interview. Vor allem habe er die EU-Länder gebeten, Asylwerber nicht nach Griechenland abzuschicken. „Wir befürworten eine Reform der Bestimmungen“, sagte er.

Guterres reagierte damit auf ein am Freitag gefälltes Urteil zur europäischen Asylpolitik. Der Europäische Menschenrechtsgerichtshof (EGMR) hat in einem Präzedenzfall EU-interne Abschiebungen laut Dublin-II-Verordnung nach Griechenland gestoppt. In Griechenland würden Asylwerber

inhaftiert, „unmenschlich und erniedrigend“ behandelt – und sie hätten keine Beschwerdemöglichkeiten. Die EU-Kommission reagierte vorsichtig.

In Österreich sah Innenministerin Maria Fekter (ÖVP) nach dem

Spruch keine Veranlassung für einen generellen Abschiebestopp. Vor Griechenland-Abschiebungen Einzelfallprüfungen durchzuführen, werde weitergeführt.

THEMA Seite 2, Seite 15  
Kommentar Seite 44

Interviews und Beiträge  
Saskia Sassen  
Peter Sloterdijk  
Doron Rabinovici  
Navid Kermani  
Martin Pollak  
Michael Mitterauer  
Rainer Münz  
Marko Feingold  
August Gächter  
Catalin D. Florescu  
Tash Aw

## HEUTE

**Kopf des Tages** Larry Page, Mitbegründer des Internetriesen Google, wird statt Eric Schmidt Konzernchef. **Seiten 29 und 44**

**Tote in Albanien** Bei einer Demonstration gegen Premier Sali Berisha wurden am Freitag in Tirana zwei Zivilisten erschossen.

**Grugger stabil** Abfahrer Hans Grugger schwebt nicht mehr in akuter Lebensgefahr. Sein Zimmerkollege Klaus Kröll im Interview. **Seite 21**

**Langsame Heimkehr**  
Nach 25 Jahren im Ausland ließ sich Publizist Roland Hagenberg in Raiding nieder.

KARRIERENSTANDARD  
Seiten K 1 – K 30  
BILDUNG & KARRIERE  
Seiten K 31, 32

## STANDARDS

Sport ..... 20, 21  
NetBusiness ..... 29  
Kommunikation, Blattsalat . . . 34  
Veranstaltungen, Kino . . . 38, 39  
TV, Switchlist . . . . . 40, 41  
Kunstmarkt, Reise, Rätsel A 5 – A 8  
Sudoku . . . . . K 29

## WETTER

An der Alpennordseite überwiegen meist dichte Wolken. Freundlicher ist es im Süden und Osten mit maximal -6 bis + 2 Grad. **5.38**

Nachrichten in Echtzeit auf [derStandard.at](http://derStandard.at)



## Eine Missbrauchsgeschichte

Der Fall „Ruby Rubacuore“ wird mit ziemlicher Sicherheit in einer Tragödie enden. Allerdings wohl nicht für den italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi, sondern für „Ruby Herzensräuberin“, dem Bühnennamen der marokkanischen „Tänzerin“, die Berlusconi als 17-jährige Minorenne in seiner Villa beherbergt hat, der er 30.000 Euro, ein Auto und Schmuck geschenkt, sie aber „mit keinem Finger berührt“ hat. Die Internetforen sind voll mit zum Teil sogar witzigen Betrachtungen über den alten Schurken und sein offensichtliches Faible für das, was die Amerikaner als *jail bait* („Häfen-Köder“) bezeichnen.

Aber wir sehen in Wirklichkeit gerade eine Station einer Reise nach ganz unten für Kari-

ma al-Marough, Rubys wirklicher Name. Im Fernsehen hat sie erzählt, sie sei mit neun von zwei Onkeln vergewaltigt worden. Sie wuchs in Messina auf, floh mit 14 von zu Hause. In Mailand brachte sie sich mit dem durch, was ihr zur Verfügung stand. Die italienische Polizei versuchte, sie nach etlichen Kleindelikten in einem Wohnheim unterzubringen. Irgendwann wurde sie von Berlusconi Gelegenheitsmachern unter die Fittiche genommen und nahm an seinen „Bunga-Bunga“-Partys teil.

Jetzt hat sie gerade ihre Viertelstunde Berühmtheit. Dann droht der Absturz in die Vergessenheit, in die Nicht-Nobelprostitution, vielleicht in Drogen. Durch und durch eine Missbrauchsgeschichte.

## RAU

## 99 Prozent für Südsudan

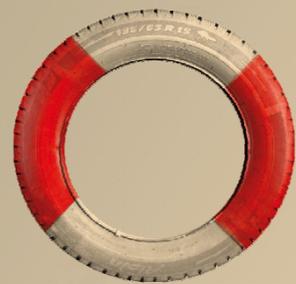
### Überwältigendes Ja zur Unabhängigkeit

**Juba** – Die Bevölkerung des östlichen Südsudan hat nach Angaben der Referendumskommission mit knapp 99 Prozent für die Trennung vom arabisch dominierten Norden und einen unabhängigen Staat gestimmt. Die Abstimmung war Teil des Friedensabkommens zur Beendigung eines mehr als 20-jährigen Bürgerkriegs. Sudans Regierung will das Referendum anerkennen. (red) **Seite 5, Kommentar Seite 44**

## Graz sucht neuen Rektor

### Fünf Männer und zwei Frauen bewarben sich

**Graz** – Sieben Kandidaten wollen Rektor der Grazer Karl-Franzens-Uni werden. Wer zum öffentlichen Hearing geladen wird, entscheidet die Findungskommission am Mittwoch. Unter den Bewerbern sind, wie DER STANDARD erfuhr, fünf Männer und zwei Frauen – darunter FWF-Präsident Christoph Kratky, Ex-Seibersdorf-Geschäftsführer Günter Koch und die Ex-Vizektorin in Graz, Ada Pellert. (red) **Seite 13**



Reifen mit Notlaufeigenschaften.  
Auf Wunsch in der S-Klasse.



Mercedes-Benz

## UNHCR-Chef Guterres über europäisches Asyl und globale Trends



Uno-Flüchtlingskommissar Guterres (rechts) spricht mit Binnenflüchtlingsen in einem Camp außerhalb von Galkayo in Somalia. Hunderttausende sind dort geflüchtet. Foto: AP

## „Unser Wunsch wäre es, den Betrieb einzustellen“

**Uno-Flüchtlingskommissar António Guterres kritisiert im Gespräch mit Julia Raabe die unterschiedlichen Asylpraktiken in der EU und plädiert für bessere Krisenprävention.**

**STANDARD:** Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat am Freitag die Abschiebung eines afghanischen Asylwerbers aus Belgien nach Griechenland verurteilt. Wie bewerten Sie den Spruch?

**Guterres:** Wir haben wiederholt auf die Bedingungen von Asylsuchenden und Flüchtlingen in Griechenland hingewiesen, die uns Sorge bereiten. Es ist nicht gewährleistet, dass ihnen dort der nötige Schutz gewährt wird. Die Entscheidung erkennt an, dass Asylbewerber nicht nach Griechenland zurückgeschickt werden sollten, solange das ihre Menschenrechte und das Recht auf Asyl verletzen würde – das begrüßen wir. Es wird noch viel Zeit und Ressourcen brauchen, bis es in Griechenland ein funktionierendes System für den Schutz von Flüchtlingen gibt.

**STANDARD:** Mit der Entscheidung wird auch die Dublin-II-Verordnung der EU in Frage gestellt, nach der Flüchtlinge in jenes Land zurückgeschickt werden, das sie zuerst betreten haben. Was halten Sie von dieser Regelung?

**Guterres:** Unsere Hauptsorge ist, dass über dieselben Gruppen von Flüchtlingen von Land zu Land unterschiedlich entschieden wird. Beispiel: Die Wahrscheinlichkeit, dass einem Somalier Asyl gewährt wird, rangiert zwischen fast null und 90 Prozent – abhängig vom Land, in dem er ansucht. Mit diesen Unterschieden funktioniert das europäische Asylsystem nicht. Dublin II wurde unter der Voraus-

setzung geschaffen, dass die Praktiken harmonisiert werden.

**STANDARD:** Sollte die Dublin-II-Regelung also gestoppt werden, solange die Asylsysteme in Europa nicht vereinheitlicht sind?

**Guterres:** Nein. Wir befürworten eine Reform der Bestimmungen, und wir haben Länder gebeten, Dublin II nicht für Griechenland anzuwenden.

**STANDARD:** Griechenland plant einen Zaun an der Grenze zur Türkei, um die Menschen draußen zu halten. Wie finden Sie das?

**Guterres:** Jedes Land hat zwar das Recht, seine Grenzen zu kontrollieren. Aber ein bedeutender Teil jener Menschen, die dort über die Grenze kommen, fliehen vor Gewalt und Verfolgung. Zäune lindern selten den Migrationsdruck. Asylsuchende weichen womöglich auf noch riskantere Routen aus – ein Grund, warum sich viele Asylsuchende in den Fängen von Menschenschmugglern befinden.

**STANDARD:** In der politischen Debatte wird oft suggeriert, Europa sei mit einem nie dagewesenen Flüchtlingsansturm konfrontiert.

**Guterres:** Es ist wichtig, zwischen Migration und Asyl zu unterscheiden. Die meisten Leute, die nach Europa kommen, sind keine Flüchtlinge, sondern Wirtschaftsmigranten, die ein besseres Leben anstreben. Ich respektiere das. Ich komme aus Portugal, in den 60er- und 70er-Jahren sind mehr als

1,5 Millionen Portugiesen emigriert, weil sie in ihrem Land keine Zukunft gesehen haben. Aber Wirtschaftsmigration ist etwas anderes als Flüchtlingsschutz.

**STANDARD:** Also kein Flüchtlingsansturm auf Europa?

**Guterres:** Die Zahl der Asylsuchenden in Europa ist relativ stabil geblieben, sie steigt nicht an. Im Jahr 2009 gab es 246.000 Asylanträge in Europa. Doch allein in Südafrika waren es 220.000. Es ist also nicht wahr, dass es einen Flüchtlingsansturm auf Europa gibt – im Gegenteil: Vier Fünftel der Flüchtlinge befinden sich in Entwicklungsländern. Pakistan hat 1,7 Millionen Flüchtlinge aus Afghanistan, in Jordanien gab es zeitweise über eine Million aus dem Irak, Kenia hat 500.000. Deshalb fordern wir einen neuen Deal über die Lastenverteilung, um diesen Ländern zu helfen.

**STANDARD:** Wie sollte der aussehen?

**Guterres:** Bessere Entwicklungszusammenarbeit, Unterstützung für die Gemeinschaften, für die Herkunftsregionen. Für Menschen mit besonders großem Schutzbedürfnis unterstützen wir die Umsiedlung von den Aufnahmeländern in entwickelte Staaten, um einen Schutz zu gewähren, den sie in Kenia, Tansania oder Pakistan vielleicht nicht erhalten. Zum Beispiel Mütter von Kleinkindern, die ihre Männer im Krieg verloren haben, Folteropfer, Behinderte.

**STANDARD:** Sehen Sie so viel Solidarität vonseiten der reichen Länder – oder geht der Trend nicht eher in die entgegengesetzte Richtung?

**Guterres:** Das ist unterschiedlich. Es hat viel Unterstützung für Flüchtlingsprogramme gegeben. Aber der Bedarf übersteigt alle Unterstützung. Bessere Entwicklungskooperation in den Ländern wäre sehr hilfreich – um der Be-

völkerung zu helfen, aber auch, um ein besseres Umfeld, mehr Möglichkeiten und Eigenständigkeit für die Flüchtlinge zu schaffen.

**STANDARD:** UNHCR gibt es jetzt seit 60 Jahren. Eine lange Zeit für eine Organisation, die ursprünglich auf drei Jahre angelegt war.

**Guterres:** Unser Wunsch wäre es, den Betrieb einzustellen. Leider geht der Trend nicht in diese Richtung. Es gibt endlose Konflikte, sehen Sie sich Afghanistan an, Somalia. Zwei Drittel der Menschen, die vertrieben werden, bleiben innerhalb der Grenzen ihres Landes. Sie sind also keine Flüchtlinge, sondern Binnenflüchtlinge. Manchmal können oder wollen ihre Heimatländer sie nicht schützen. Der Unterschied zwischen Wirtschaftsmigranten und Flüchtlingen verschwimmt. Die Megatrends – Bevölkerungswachstum, Urbanisierung, Klimawandel, Lebensmittelsicherheit, Wasserknappheit – vermischen sich. Wir brauchen eine bessere internationale Partnerschaft, um damit fertig zu werden.

**STANDARD:** Sind Sie in Ihrer Arbeit also Tag für Tag mit den Folgen politischen Versagens konfrontiert?

**Guterres:** Es ist leider einfacher, die öffentliche Meinung, Medien, Regierungen und Organisationen dazu zu bringen, auf Katastrophen zu reagieren, als sie zu verhindern. In der Krisenprävention ist

die Welt erfolglos gewesen. Ich hoffe, dass sich das Bewusstsein durchsetzt, dass es besser ist, Flüchtlingssituationen überhaupt zu vermeiden, als später zu helfen.

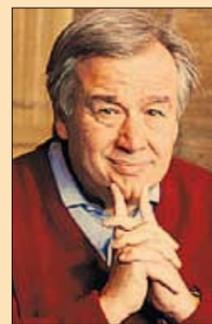
**STANDARD:** Wie beurteilen Sie die Lage in Österreich?

**Guterres:** Generell hat Österreich ein gut funktionierendes Asylsystem. In den letzten Jahren ist die Asylgesetzgebung aber restriktiver geworden, wie in anderen europäischen Staaten auch, mit mehr Pflichten und weniger Rechten für Asylsuchende.

**STANDARD:** Österreich gehört zu den Ländern, die Abschiebungen nach Griechenland nicht generell ausgesetzt haben.

**Guterres:** Österreich hat die Transfers für verwundbare Gruppen gestoppt und, soweit wir wissen, seit November keine Personen mehr nach Griechenland zurückgeschoben. Diesen De-facto-Stopp begrüßen wir – obwohl eine generelle Aussetzung der Rückführungen, wie von Deutschland angekündigt, natürlich unsere bevorzugte Lösung wäre.

**ANTONIO GUTERRES** (61) ist seit Juni 2005 zehnter UN-Hochkommissar für Flüchtlinge. Der studierte Elektrotechniker und langjährige Generalsekretär der portugiesischen Sozialisten war von 1995 bis 2002 Premier seines Landes. Von 1999 bis 2005 war er Präsident der Sozialistischen Internationalen.



Es ist unwahr, dass es einen Ansturm auf Europa gibt: 4/5 der Flüchtlinge sind in Entwicklungsländern.

António Guterres

“

Stopp begrüßen wir – obwohl eine generelle Aussetzung der Rückführungen, wie von Deutschland angekündigt, natürlich unsere bevorzugte Lösung wäre.

## 60 Jahre Katastrophen: Das UN-Flüchtlingshilfswerk

## WISSEN

## Unterschiedlicher Status

**Asylsuchender** ist jemand, der die Grenze seines Herkunftslandes überquert und auf der Suche nach Schutz um den Status eines Flüchtlings ansucht.

**Binnenflüchtling:** im Englischen „Internally Displaced Person“ (IDP); eine Person, die wegen bewaffneter Konflikte, Gewalt oder Menschenrechtsverletzungen die Heimat verlässt, aber keine Staatsgrenze überquert.

**Flüchtling:** definiert als Person, die wegen ihrer „Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung“ Furcht vor Verfolgung im Herkunftsland hat und deshalb flüchtet.

**Migrant** ist jemand, der den Wohnsitz ins Ausland verlagert und somit dort lebt, wo er nicht geboren wurde. Im Unterschied zum Flüchtling zieht er freiwillig fort.

**Rückkehrer** ist jener, der nach mindestens einem Jahr in sein Herkunftsland zurückkehrt. Die Rückkehr muss freiwillig geschehen.

**Staatenloser:** auch „Nicht-Person“ oder „rechtliches Phantom“; jemand, der keine Staatsbürgerschaft eines Landes besitzt. (krb)

## „Drei leere Zimmer im Nationen-Palast“

Als das UN-Flüchtlingshilfswerk vor 60 Jahren seine Arbeit aufgenommen hat, sollte es nur drei Jahre lang Kriegsflüchtlinge betreuen. Heute arbeitet das UNHCR in 126 Ländern. Ein Ende der Krisen ist nicht in Sicht.

Côte d'Ivoire, Westafrika: 40.000 Menschen sind vor der Gewalt nach der Präsidentschaftswahl in die Nachbarstaaten geflohen, die meisten nach Liberia; hinzu kommen 18.000, die innerhalb des Landes vertrieben worden sind. Sudan, Nordostafrika: Angesichts des Unabhängigkeitsreferendums sind über 120.000 Menschen aus dem Norden in den Südsudan zurückgekehrt – allein 60.000 seit Mitte Dezember. Zwei der aktuellsten Krisen – viel Arbeit für das UNHCR.

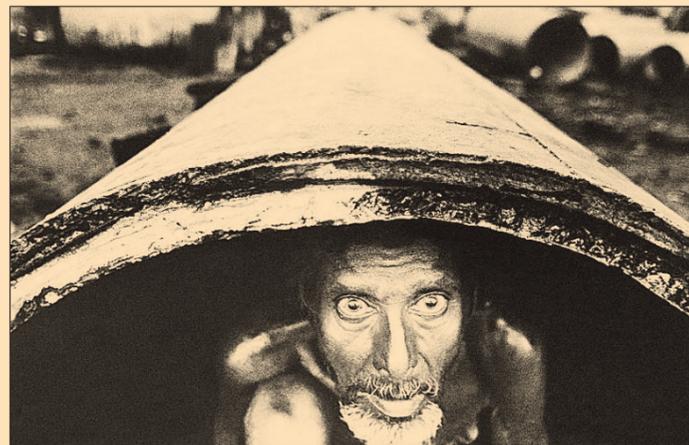
Seit 60 Jahren kümmert sich das UN-Flüchtlingshilfswerk um Menschen, die aufgrund von Krieg oder Verfolgung ihre Heimat verlassen mussten. Neue Aufgaben sind hinzugekommen, neue Gruppen von Menschen, für die das UNHCR Verantwortung übernimmt, intern Vertriebene, Staatenlose, Rückkehrer (*s. links*). Eine Feuerwehr für humanitäre Krisen. Um politische Lösungen bemühen sich andere – oder auch nicht.

„Ich fand drei leere Zimmer im Genfer Palast der Nationen vor, ich musste mit nichts anfangen“, beschrieb der Niederländer Gerrit Jan van Heuven Goedhart, der erste Flüchtlingskommissar, einst

seinen ersten Arbeitstag. Eigentlich eine begrenztes Projekt, das mit einer Resolution der UN-Vollversammlung am 14. Dezember 1950 geschaffen wurde: Mit 33 Mitarbeitern und 300.000 Dollar Budget sollte Van Heuven Goedhart drei Jahre lang die Millionen Flüchtlinge des Weltkriegs betreuen. Arbeitsgrundlage wurde die Genfer Flüchtlingskonvention, die im Juli 1951 von den Staaten unterzeichnet wurde.

Heute arbeiten 6800 Menschen in 126 Ländern für UNHCR, die sich um 36,46 Millionen Menschen kümmern. Budget: über drei Milliarden Dollar, ein Rekord. Klimawandel und Naturkatastrophen, Konflikte und Nahrungsmittelkrisen werden auch in Zukunft Flüchtlingswellen auslösen, sagen Experten.

Zweimal ist die Organisation für ihre Arbeit mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden: 1954 und 1981 – wie auch ihre Vorgängerorganisation und deren großer Leiter, der Norweger Fridtjof Nansen. Für den Völkerbund organisierte der berühmte Polar- und Meeresforscher 1920 zunächst die Rückkehr von mehr als einer halben Million Kriegsgefan-



Ein abgemagerter Kriegsflüchtling aus Ostpakistan, heute Bangladesch, in Indien im Jahre 1971.

Foto: AP

gener in ihre Heimatländer, 1921 wurde er zum Hochkommissar für Flüchtlinge ernannt, 1922 erhielt er den Friedensnobelpreis. Auch nach seinem Tod 1930 wurde seine Arbeit fortgeführt, das Nansen-Amt 1938 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Noch heute gibt es den Nansen-Flüchtlingspreis, verliehen vom UNHCR.

## 70.000 in Österreich

Auch in Österreich ist das UNHCR aktiv, bereits seit 1951. Vom Büro in der Wiener Uno-City aus betreuen heute etwa zehn Mitarbeiter, darunter Freiwillige, die Asylsuchenden und Flüchtlinge. Sie beobachten Flüchtlingspolitik, Asylverfahren und Gesetzesänderungen, sie machen Vor-

schläge, wie die Verfahren verbessert werden können. Das Büro arbeitet zudem mit dem Netzwerk Asylanwalt zusammen, um Asylsuchende rechtlich zu beraten.

Rund 70.000 Menschen sind nach Angaben des UNHCR in Österreich insgesamt unter dem Mandat der Organisation. Dazu zählen 40.000 anerkannte Flüchtlinge und Menschen, die nicht in ihre Heimatländer zurückgeschickt werden können. Hinzu kommen 30.000 Asylsuchende und 500 Staatenlose.

Das UN-Flüchtlingshilfswerk finanziert sich größtenteils aus freiwilligen Beiträgen der Mitgliedstaaten. Österreich hat dazu im Jahr 2010 knapp über 2,4 Millionen Euro beigetragen. (raa)

MIGRATION

Die Welt in Bewegung



HHONORS  
HILTON WORLDWIDE

## Sparen Sie bis zu 50 % an jedem Wochenende 2011

Nutzen Sie die Gelegenheit: Verbringen Sie noch mehr Kurzurlaube mit unserem Preis-Special „Wochenende PUR“ und sparen Sie bis zu 50 % an jedem Wochenende 2011, **wenn Sie bis zum 31. Jänner 2011 buchen.**

Wählen Sie unter 3.600 Hotels aus dem Portfolio von Hilton Worldwide, dazu zählen über 230 Hotels in Europa, dem Nahen Osten und Afrika.

**Buchen Sie noch heute unter [hilton.at/derstandard](http://hilton.at/derstandard)**

Preise für Übernachtung und Frühstück für 2 Personen im Doppelzimmer, z. B. in ...

Basel ab ca. € 125	Evian ab € 92	Madrid ab € 83	München ab € 105	Venedig <sup>1</sup> ab € 73
Bonn ab € 95	Innsbruck ab € 95	Mailand <sup>2</sup> ab € 60	New York <sup>2</sup> ab ca. € 116	Versailles <sup>3</sup> ab € 165
Dubrovnik ab € 121	Istanbul <sup>2</sup> ab ca. € 80	Mainz ab € 86	Nürnberg ab € 74	Warschau ab ca. € 67
Edinburgh ab ca. € 85	Krakau <sup>1</sup> ab ca. € 65	Moskau ab ca. € 169	Stuttgart <sup>1</sup> ab € 72	Zürich ab ca. € 110

<sup>1</sup> Hilton Garden Inn <sup>2</sup> Doubletree by Hilton <sup>3</sup> Waldorf Astoria

Buchen Sie bis zum 31. Jänner 2011 einen Aufenthalt zwischen dem 17.12.2010 und 31.12.2011 in einem teilnehmenden Hotel des Hilton Worldwide Markenportfolios. Vorbehaltlich der Verfügbarkeit. Vorauszahlung erforderlich. Bei Stornierung, Änderung oder Nichterscheinen werden 10 % der Vorauszahlung erstattet (nur in Deutschland). Buchung muss mindestens 7 Tage vor Ankunft erfolgen. Preisnachlässe variieren und liegen zwischen 20–50 % auf ausgewählte Preise. Für ausführliche Buchungsbedingungen und Einschränkungen besuchen Sie uns im Internet unter [hilton.at/derstandard](http://hilton.at/derstandard)

## Demograf Münz über Umsiedlung unter den Habsburgern

Der Bevölkerungswissenschaftler **Rainer Münz** unterscheidet Phasen der Migrations- und Ansiedlungsstrategien vom Habsburgerreich im 16. Jahrhundert bis zur Zwischenkriegszeit. **Michael Freund** fragte nach.



Nina Kusturica

## Die systematische Erzeugung von Untertanen

STANDARD: Welche Perioden kann man bei den Siedlungs- und Migrationsphänomenen im Habsburgerreich unterscheiden?

**Münz:** Das erste Stichwort sind die Kroaten in den Zeiten der osmanischen Expansion. Als die Türken vorgerückt sind, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, haben die Eszterházy und andere ungarische Feudalherren ihr Vieh und ihre Untertanen – was sie ungefähr für das Gleiche gehalten haben – zusammengepackt und nach Norden getrieben; ihre Schlösser konnten sie nicht mitnehmen. Darum gibt es heute noch von Hohenau an der March bis nach Zentralungarn kroatische Siedlungen. Diese Umsiedlung wurde vom Feudalsystem organisiert und nicht von einer Zentralmacht.

STANDARD: Bis 1683, zur zweiten Belagerung Wiens, sind die Türken vorgerückt. Was geschah bei ihrem Rückzug?

**Münz:** Es ging damals nicht um „Lebensraum“, sondern das waren Großmächte, die noch größer werden wollten. Die Türken waren ursprünglich Reitervölker aus Zentralasien, die Land nahmen und sich Untertanen gemacht haben, und das türkische Reich hatte lange Zeit eine Mehrheit christlicher Untertanen. Jedenfalls sind die Habsburger nach dem Entsatz Wiens wieder vorgerückt, ab 1683 bis ca. 1720. Da gab es massive Geländegewinne. Und sie hatten eine Siedlungspolitik für die Serben, die vor den Osmanen erobert waren: Sie wurden in den obersten Gebieten angesiedelt mit dem Versprechen, dass sie unter den habsburgischen Regimentern Steuerfreiheit haben würden und keine Feudalherren. Dafür mussten sie aber die Söhne zum Militär abstellen. Man hatte die Vorstellung, dass die Gebiete, wenn sie besiedelt sind, leichter zu verteidigen sind.

STANDARD: Das war die „Militär-grenze“ zwischen dem Osmanischen und dem Habsburgerreich.

**Münz:** Ja. Sie ging von Split und Dubrovnik um das heutige Bosnien herum, quer durch Serbien, an der Donau entlang, durch Rumänien: Die Walachei und Moldau waren türkisch, Siebenbürgen gehörte zu Österreich. Die siedlungspolitische Bedeutung

konzentrierte sich rund um das muslimische Bosnien. Darum haben ja bis vor circa 15 Jahren in der kroatischen Krajina (das heißt „Grenze“) Serben gelebt – bis sie unter Tudjman vertrieben wurden.

STANDARD: Was änderte sich im 18. Jahrhundert?

**Münz:** Das nächste Stichwort ist Maria Theresia. In ihrer Zeit wurde die Ansiedlung von Menschen unter merkantil-ökonomischen Gesichtspunkten zu einem Thema: „Peuplieren“ – davon kommt ja das Wort „Bevölkerung“ als Aktivität: die systematische Erzeugung einer Untertanenschaft. Der Staat brauchte Untertanen, Steuerzahler, Soldaten, je mehr, umso besser. Das kippte später, weil man ab ungefähr 1800 die malthusianische Debatte hatte. Malthus (1766–1834) sagte, die Bevölkerungszunahme sei problematisch, weil es immer von den Falschen zu viele gebe. Und je mehr es gebe, umso weniger könne man sie ernähren, und das ziehe Staat und Gesellschaft hinunter.

STANDARD: Was sagt der Bevölkerungswissenschaftler heute zu diesem Ansatz?

**Münz:** Also wenn Malthus recht gehabt hätte, wäre die Menschheit längst verhungert und nicht von einer auf sieben Milliarden angewachsen. Insofern stimmt etwas an dem Argument nicht. Aber die ganze Population-Planung-Bewegung, die in den 1950ern und -60ern in den USA so beliebt war, war auch von der Vorstellung inspiriert, dass von den falschen Menschen zu viele da sind. Das ist eigentlich immer das Thema solcher Planungen, bei allen Einwanderungsdebatten. Es gibt immer bevölkerungsoptimistische und -pessimistische Traditionen in der Ideengeschichte, die sind beide extrem übertrieben. Der Shift jedenfalls im Denken – Richtung: mehr Menschen, mehr Untertanen – wird zur systematischen Idee im Kameralismus (einer Variante des Merkantilismus, die hauptsächlich Landwirtschaft und Bevölkerungswachstum als Anliegen hatte). Dass Menschen einen Reichtum darstellen, das setzt sich in der Staatskunde als neues Paradigma durch.

STANDARD: Mit welchen Konsequenzen?

**Münz:** Dass man versucht hat, möglichst viele Einwohner zu bekommen. Es kam eine Debatte in Gang, ob Heiratsverbote sinnvoll sind. In der alteuropäischen Gesellschaft hatte man ja die Zahl der Untertanen dadurch beschränkt, dass man den Habenichtsen verboten hat, sich fortzupflanzen. Das gesamte Gesinde eines Hofstaates hatte früher keine Kinder, jedenfalls keine ehelichen. Zu theresianischen Zeiten selbst hat die Lockerung bzw. Aufhebung des Heiratsverbots noch keine Konsequenzen gehabt, die Ansiedlungspolitik jedoch schon.

STANDARD: Nämlich welche?

**Münz:** Man hat in die Batschka (Teil der Wojwodina, heute Serbien) Siedler geholt, die Donauschwaben. Die kamen zum Teil wirklich die Donau herunter, und viele haben wohl in Städten wie Ulm die Schiffe bestiegen. Man hat Leute unter anderem aus Gegenden in Deutschland geholt, die arm waren. Denen hat man das Blaue vom Himmel versprochen. So wurden später auch Kolonisten für Amerika geholt, wie es Martin Pollack in seinem neuen Buch, *Der Kaiser von Amerika*, beschreibt. Zu Maria Theresias Zeiten waren halt keine großen Schifflinien im Spiel, es war nicht so kommerzialisiert. Aber es sind auch Werber herumgezogen, die etwa für Siebenbürgen getrommelt haben. Es sind damals auch immer wieder Landstriche durch lokale Katastrophen entvölkert worden, durch Krankheiten, Hungersnöte. Da gab es Bedarf an Ansiedlungen.

STANDARD: Mit welchen Argumenten lockte man Menschen an?

**Münz:** Man holte Leute, die bestimmte Fähigkeiten hatten, und baute mit ihnen erste Industrien auf. Zum Teil war der Merkantilismus eine frühe staatliche Wirtschaftspolitik. Aber die Basismethode war: Da ist eine bestimmte Gegend, da könnte mehr landwirtschaftliche Produktion sein, man soll Bauern herbringen.

STANDARD: Gab es andere Ziele der habsburgischen Siedlungspolitik im 18. Jahrhundert?

**Münz:** Es gab religiöse Gründe. Man hat aus den deutschsprachi-

gen Alpenländern Protestanten, die sogenannten Landler aus Kärnten, Oberösterreich und der Steiermark, in Siedlungsgebiete geschickt, unter dem Motto: Hier stören sie die Homogenität, aber in Rumänien ist ein Deutsch sprechender Protestant allemal besser als ein heißblütiger Einheimischer, und er kann was Nützliches machen, zum Beispiel Getreide produzieren.

STANDARD: Wie lange hat diese Politik gehalten?

**Münz:** Im 19. Jahrhundert weicht sie einer Liberalisierung. Es war keine systematische Ansiedlung mehr, sondern der Ausbau von Wien und anderen Groß- und Industriestädten hat den Zuzug bewirkt. Früher hatten die Feudaluntertanen ja nicht einfach wegziehen dürfen, es hatte Auswanderungsverbote gegeben. Nun aber waren die Mobilitätsbeschränkungen aufgehoben, die Bauern konnten aufbrechen, meist allerdings erst nach hohen Ablösen, in der Blütezeit des Liberalismus sogar in andere Länder. Wenn man sich Passagierlisten der Schiffe nach Amerika ansieht, stellt man fest, dass um 1900 Österreich-Ungarn das wichtigste Herkunftsland darstellte, vor allem wegen der Bewohner Galiziens.

STANDARD: Was geschah dann?

**Münz:** Es wurde überall wieder restriktiver. Die USA ließen nicht mehr jeden kommen, es gab verstärkte Personenkontrollen: früher im Feudalsystem und jetzt durch die Mechanismen des Sozialstaates und durch das internationale System der Reisekontrollen.

STANDARD: Hat es, zusätzlich zu den bisher genannten, weitere relevante Migrationsströme innerhalb der Monarchie gegeben?

**Münz:** Es gab sie, und sie sind dort stärker aufgefallen, wo die Leute eine andere Sprache hatten – also zum Beispiel Menschen aus Oberitalien in Vorarlberg.

STANDARD: In den Zwischenkriegsjahren gab es aber noch Auswanderungswellen.

**Münz:** Nur noch vereinzelt. Es hat in den Dreißigerjahren einen Versuch gegeben, österreichische Bauern in Lateinamerika anzusiedeln, das hat die Regierung gesponsert und ihnen die Schiffspassagen gezahlt. Erfolgreich war es nicht.

STANDARD: Und das Burgenland?

**Münz:** Das ging nach dem Ersten Weltkrieg weiter. Es hatte damit zu tun, dass es der einzige Teil der Republik Österreich war, den eine starke Tradition mit Brückenköpfen in der Neuen Welt verband. Aber die Auswanderung ebte ab – nach 1924 konnte man praktisch nicht mehr in die USA einwandern, und mit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise 1929 kam die einzige Phase in der US-Geschichte, in der es mehr Aus- als Einwanderung gab.

STANDARD: Viele sind also rückgewandert.

**Münz:** Ja. Der burgenländische Wirtschaftsminister Robert Graf wurde 1929 in New York geboren, 1935 ist die Familie nach Österreich zurückgekehrt. Und in Kittsee gibt es einen Ortsteil, der Chicago heißt: Dort leben Rückwanderer aus Chicago, Michigan.

**RAINER MÜNZ** leitet die Forschungsabteilung der Erste Group Bank AG. Der Bevölkerungswissenschaftler und Autor zahlreicher Fachbücher ist Senior Fellow am Hamburger Weltwirtschaftsinstitut und unterrichtet an der Universität St. Gallen. Er ist Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Beiräte, bis 2010 gehörte er dem Rat der Weisen der EU an.

MIGRATION

Die Welt in Bewegung





# mich das Schwimm Kälte schützen könn

Nina Kusturica

## Atomgespräche: Teheran zieht rote Linie

Am ersten Tag der Gespräche über das iranische Atomprogramm in Istanbul servierte Teheran einen „non-starter“ für den Westen: Über eine Aussetzung der Urananreicherung wird gar nicht erst verhandelt.

Markus Bernath aus Istanbul

Durch das Verkehrsgewimmel auf dem Bosphorus steuert ein erfahrener Fährrschiffkapitän im Wesentlichen auf Sicht. Ampeln gibt es ja nicht, Fahrstraßen sind flexibel, eine kleine Bewegung des Steuerrods reicht für die große Kurskorrektur. Ähnliches haben Catherine Ashton und die anderen sechs Iran-Verhandlungspartner probiert.

Im Dolmabahce-Palast in Istanbul, am Ufer des Bosphorus, steuerte die EU-Außenministerin gemeinsam mit den Vertretern der fünf ständigen Sicherheitsratsmitglieder und Deutschlands durch eine weitere Runde der Atomgespräche mit dem Iran. Ohne großen neuen Plan, aber auf kleine Signale des Unterhändlers Said Jalili wartend, die im jahrelangen Streit um das Atomprogramm eine Wende einleiten könnten. Zumindest Jalili sprach am Freitag von einem „sehr positiven“ Beginn.

Greifbar blieb nach einer ersten zweistündigen Runde am Verhandlungstisch jedoch nur die iranische Forderung nach einer Aussetzung der UN-Sanktionen. Jalili konnte dabei die Meinungsverschiedenheiten unter den ständigen Sicherheitsratsmitgliedern ausnutzen: Russland und China haben zwar die mittlerweile vier Sanktionsbeschlüsse mitgetragen, die Teheran zur Aussetzung der Urananreicherung zwingen sollen. Beide Staaten betonen aber immer wieder, dass sie Verhandlungen vorziehen. Ein Ende der Strafmaßnahmen der Uno sollte auch diskutiert werden, hatte der russische Außenminister Sergej Lavrov am Vortag der Atomgespräche bei einem Besuch in Istanbul erklärt.

### „Grundrecht“ Anreicherung

Als der iranische Unterhändler dann am Nachmittag bilaterale Gespräche mit den anderen Delegationen begann, war der Rahmen schon deutlich eingeschränkt. „Wir werden keine Verhandlungen akzeptieren, die ein Einfrieren oder Aussetzen der iranischen Urananreicherung zum Ziel ha-

ben“, sagte ein Mitarbeiter von Jalilis Team vor Journalisten in Istanbul. Abolfazl Zohrevand nannte die Urananreicherung ein „Grundrecht“, der Westen hat dagegen den Verdacht, Teheran wolle damit den Bau von Atomwaffen vorbereiten. „Wir werden es nicht einmal zu einem neuen Vorschlag für einen Urantausch schaffen, wenn sie auf diesen Vorbedingungen beharren“, zitierte Reuters einen westlichen Diplomaten.

### Urantausch

Eine neue Formulierung für das Angebot zum Tausch von leicht angereichertem Uran im Iran durch im Ausland höher angereichertes Uran zu finden, ist eine der Hoffnungen in Istanbul. Vor allem der Gastgeber, Außenminister Ahmet Davutoglu, macht sich für diesen alten Plan stark. Im Mai 2010 hatten die Türkei, Brasilien und der Iran eine Absichtserklärung über einen solchen Austausch unterzeichnet – 1,2 Tonnen leicht angereichertes Uran

aus iranischen Anlagen für höher angereichertes, das in einem Forschungsreaktor in Teheran zu medizinischen Zwecken verwendet werden sollte. Der Westen akzeptierte diese Neuauflage seines eigenen früheren Angebots an Teheran nicht, weil die Entwicklung im Iran schon längst weitergegangen war. Neue Sanktionen gegen den Iran folgten deshalb.

Mittlerweile kündigte die Führung in Teheran an, der Iran sei selbst in der Lage, auf 20 Prozent angereichertes Uran herzustellen.

Für den Westen macht ein neues Angebot zur Lieferung von Uranbrennstäben deshalb nur Sinn, wenn der Iran nun „konkrete Vorschläge für vertrauensbildende Maßnahmen“ macht, wie es von westlichen Diplomaten heißt. „Wir werden uns nicht an Gesprächen nur um der Gespräche willen beteiligen“, hatte Mike Hammer, der Sprecher des nationalen Sicherheitsrats im Weißen Haus, gewarnt. Bis heute, Samstag, sollen die Atomgespräche am Bosphorus gleichwohl dauern.



Höfliche Gesten zum Auftakt: Der iranische Chefverhandler Saeed Jalili mit der EU-Außenbeauftragten Catherine Ashton. Foto: EPA/Fazlioglu

## Die „Fremden“ von heute sind die „Barbaren“ von einst

Der Mittelalterforscher Walter Pohl beschäftigt sich mit der Völkerwanderung – samt aktuellen Bezügen

Irene Brickner

Wien – Die moderne Forschung über die europäische Völkerwanderung vor rund 1500 Jahren liefert Erkenntnisse über die Tabus im Umgang mit der Migration von heute – meint Walter Pohl, Professor für Mittelaltergeschichte an der Uni Wien. Vor allem, was das auffällige Nicht-Reden über die ökonomischen Aspekte der Zuwanderung angeht, über „den Arbeitskräftemangel und daher notwendigen Arbeitskräfteimport von außen“.

„Damals wie heute werden ausländische Kräfte für niedrige Arbeiten gebraucht – im 4. bis 7. Jahrhundert nicht zuletzt als billige soldatische Söldner. Damals wie heute gesteht man sich nicht ein, dass dies der Fall ist. Also schlägt

den Ankommenden Verachtung entgegen“, erläutert Pohl im STANDARD-Gespräch. Natürlich, so schränkt er ein, sei das Ausmaß der Entrechtung durch die Sklavenwirtschaft im politisch stückweise zusammenbrechenden, wirtschaftlich regional jedoch weiter prosperierenden Römischen Reich nicht „mit dem Anwerben von Gastarbeitern“ oder der Beschäftigung illegaler Einwanderer in den spanischen und italienischen Agrargebieten der EU zu vergleichen.

Ähnlich jedoch sei „der Blick einer Zivilisation in selbstgewisser Überlegenheit auf sogenannte Barbaren, die von jenseits der Grenze kommen“, schreibt der Träger des Wittgenstein- und des

ERC-Advanced-Grant-Preises in einem Kommentar für die *Neue Zürcher Zeitung*. Die Hunnen, die Vandalen, die Goten, die Franken und Langobarden: Nach den aus der Antike überlieferten Barbarenbildern – wobei das altgriechische Wort „barbaros“ das „Gebrabbel“ der Fremden nachahmten – hätten sie als „schmutzig, unberechenbar, gewalttätig, betrügerisch und unzivilisiert“ gegolten.

Und sie seien andererseits verklärt und romantisiert worden – als „edle Wilde“ in antiken und mittelalterlichen Texten, die ein „einfaches und naturgemäßes Leben“ führten: Feind- und Fremden-Bilder, die in der Folge von Generation zu Generation weiter-

## Ahmadi-Nejad will „keinen Schritt zurückweichen“

Atomstreit als Ablenkung vom Internen willkommen

N. N.\* aus Teheran

Im Iran waren vor den Atomgesprächen in Istanbul wieder einmal formal ganz unterschiedliche Signale zu vernehmen. Präsident Mahmud Ahmadi-Nejad tonte am Donnerstagabend bei einer außerordentlichen Kabinettsitzung in Yazd, dass der Iran in Istanbul „keinen Schritt zurückweichen wird und das Recht des Iran auf eine friedliche Nutzung der Atomenergie nicht zur Disposition steht“.

Die regierungsnahen Medien hingegen sind eher auf Verhandlungsbereitschaft eingestellt: „Man kann in Istanbul zu einer Einigung kommen, wenn der Westen den Iran als Atommacht anerkennt.“ Es läuft jedoch im Grunde auf das Gleiche hinaus: Das Urananreicherungsprogramm wird nicht aufgegeben, heißt das übersetzt, und damit sollte sich der Westen abfinden.

Etwas Ablenkung von den innenpolitischen Schwierigkeiten durch die Außenpolitik sieht das Regime ja ganz gern. Das funktioniert aber immer weniger. Seit Wochen ringen die zwei wichtigsten konservativen politischen Gruppen um die Basis für eine zukünftige Zusammenarbeit. Herausgekommen ist bisher nur eine Erklärung, die bar jeder Strategie ist und nur den religiösen Führer in den Mittelpunkt stellt.

### Expertenratswahlen

In zwei Monaten gibt es die erste Machtprobe: Im März steht der Posten des Vorsitzenden des Expertenrats zur Disposition. Der Expertenrat ist das höchste Organ der Islamischen Republik und kann den religiösen Führer wählen oder unter Umständen absetzen. Der bisherige Vorsitzende, Ayatollah Ali Akbar Hashemi Rafsanjani, ist wegen seiner vorsichtigen und trotzdem klaren Sympathie für die „grüne Bewegung“ bei der Regierung in Misskredit. Um ihn kaltzustellen, hat diese in letzter Zeit alle Hebel in Bewegung gesetzt. Er seinerseits nimmt sich kein Blatt vor den Mund, wenn es um Kritik geht. Sollte es Ahmadi-Nejads Leuten, wie zu befürchten ist, gelingen, diese letzte Bastion zu erobern, hat er endgültig freie Hand.

\*Aus *Sicherheitsgründen kann der Name des Autors nicht genannt werden.*



# Fantastische Fortschritte in Tucson

Die Kongressabgeordnete Gabrielle Giffords erholt sich nach dem Schussattentat von Arizona erstaunlich schnell. Aus ihrer Geschichte wollen viele Amerikaner so etwas wie ein Happy End nach der Bluttat lesen.

Frank Herrmann aus Washington

Sie kann wieder Farben erkennen, sie kann vom Bett aufstehen, und ist in der Lage, gestützt von Krankenschwestern, ein paar Schritte zu gehen. Neulich hat sie ihrem Ehemann zehn Minuten den Nacken massiert. Dass sie ihre Finger gezielt tastend über die Scheibe ihres geliebten iPads gleiten lässt, werten ihre Ärzte als deutliches Zeichen der Genesung.

Freitag konnte Gabrielle Giffords das Krankenhaus verlassen, in das sie eingeliefert wurde, nachdem ihr Jared Loughner, ein offenbar verwirrter Einzeltäter, vor einem Supermarkt in Tucson eine Kugel in den Kopf gejagt hatte. Nächste Station ist eine Reha-Klinik im texanischen Houston. Dass das alles nur zwei Wochen nach den Schüssen passiert, hatte anfangs niemand für möglich gehalten.

Um es zu illustrieren, erinnert Giffords' Gatte, der Astronaut Mark Kelly, noch einmal daran, wie die Nachrichtenlage war an jenem 8. Jänner. CNN und Fox, die beiden meistgesehenen Kabelsender, hatten bereits den Tod der Abgeordneten vermeldet. Vier Tage darauf wusste Präsident Barack Obama zu vermelden, dass Giffords ihre Augen öffnen kann. Zwei Wochen später sagt Nancy Pelosi, die Fraktionschefin der Demokraten im Repräsentantenhaus: „Ich bin überzeugt, dass Gabby bald wieder auf ihrem Platz im Kongress sitzen wird.“

Die wundersame Genesung, im öffentlichen Diskurs ist sie fast so etwas wie eine Metapher. So tief der Schock nach der Tragödie von Tucson gesessen hatte, so sehr sehnt sich Amerika in jeder Tragödie danach, zugleich einen Keim der Hoffnung zu sehen, zumindest ein kleines Happy End.

„Die Patientin macht fantastische Fortschritte“, sagte der Neurochirurg Michael Lemole, bevor er Giffords aus seiner Obhut entließ. „Aber ich möchte zur Vorsicht raten. Sie hat noch einen lan-

gen Weg zu gehen.“ Dass die Politikerin überhaupt schon so weit ist, führen Mediziner auf eine Kette schnellen, professionellen Reagierens zurück. Kaum hatte er die Schüsse gehört, eilte Giffords' Praktikant Daniel Hernandez vom Parkplatz herbei und hielt ihren Körper aufrecht, sodass sie nicht an ihrem eigenen Blut erstickte. Nach wenigen Minuten waren Rettungssanitäter zur Stelle, 38 Minuten später lag die Verletzte auf dem OP-Tisch.

Peter Rhee, der zuständige Chirurg, wusste genau, was er zu tun hatte. 24 Jahre war er Militärarzt gewesen. 2002 in Afghanistan und 2005 im Irak hatte er US-Soldaten mit schweren Kopfverletzungen behandelt: „Ich sage das ungern, aber ich habe auf diesem Gebiet viel experimentiert.“ Rhee sorgte für



Sonne und frische Luft für die Patientin: Gabrielle Giffords' Ehemann Mark Kelly am Krankenbett seiner Frau in Tucson. Foto: Reuters

eine schnelle Bluttransfusion und entfernte einen Teil der Schädeldecke, um zu vermeiden, dass Schwellungen des Gehirns zu zusätzlichen Schäden führen. Noch wissen die Ärzte nicht, was an Folgen bleibt. Unklar ist etwa, ob die

Parlamentarierin je wieder normal sprechen kann. „Es könnte ein Jahr dauern, ehe wir es wissen“, warnt Rhee vor überzogenen Erwartungen. „Ob ihr Hirn den erlittenen Schaden kompensiert? Wir werden abwarten müssen.“



Giffords galt als kommender Star der Demokraten.

Foto: AP

## „Eine akute Anti-Einwanderer-Stimmung herrscht“

Die Wirtschaftslage bringt Immigranten in den USA in Nöte, meint die Soziologin Saskia Sassen. Im klassischen Einwanderungsland haben eine „schwatzende Klasse“ und „Populismus“ den Diskurs übernommen, sagt sie zu Frank Herrmann.



STANDARD: Wie sind die USA zu einem solchen Anziehungspunkt für Migranten geworden?

Sassen: Das war ein Land, das von Grund auf neu gebaut werden musste. Eisenbahnen, Straßen, Häuser, alles. Es gab nicht das Erbe Europas. Und als die heiße Bauphase beendet war, um den Ersten Weltkrieg herum, hat sich auch Amerika für eine Weile der Immigration verschlossen. Das wird oft vergessen. Man denkt immer, die Vereinigten Staaten hatten diesen ständigen Einwandererfluss, die Tore standen immer weit offen. Tatsächlich gab es Phasen, wo dies nicht der Fall war,

etwa zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg.

STANDARD: Woran lag das?

Sassen: Da kam vieles zusammen. Der brutale Kapitalismus der Rüberbarone hatte Massenarbeitslosigkeit zur Folge. Es bedeutete, dass man keine Migranten mehr wollte. Das änderte sich erst wieder nach 1945. Da brauchten die USA wieder Arbeitskräfte und schlossen Verträge mit Mexiko. Es gab also immer ein Auf und Ab.

STANDARD: Wie ist die Lage heute?

Sassen: Menschen, die aus dem lateinamerikanischen Hinterhofka-

men, werden aktiv verfolgt. Zehntausende Latinos sitzen im Gefängnis, weil sie nicht nachweisen können, dass sie sich rechtmäßig im Land aufhalten. Viele hatten noch keine Anhörung, keinen Zugang zu einem Anwalt. Ergo konnten sie noch keinem Richter beweisen, dass sie legale US-Bewohner sind.

Im Übrigen finde ich, wenn Gesetze schon den illegalen Status eines Migranten kriminalisieren wie in Arizona, dann ist das etwas sehr Gefährliches. Vergessen Sie nicht den Patriot Act, durchgesetzt von Bush und Cheney. Danach ist die Regierung befugt, in einer Ausnahme-situation nationales Recht zu brechen, im Namen des Kampfes gegen den Terrorismus. Sie kann illegale Einwanderer, die sie für gefährlich hält, deportieren, ohne sie auch nur anhören zu müssen. Dies hat, zusammen mit lokalen Änderungen, das Rechtsklima erheblich verändert. Nächtliche Razzien, so etwas verstößt gegen das Gesetz. Der Patriot Act aber bietet die Handhabe dafür, auch wenn diese Praxis jetzt aufgehört hat.

STANDARD: Dieses veränderte Klima, ist das etwas Zyklisches? Bessert es sich, wenn die Wirtschaft wieder in Schwung kommt?

Sassen: Es ist nicht das erste Mal, dass eine akute Anti-Einwanderer-Stimmung herrscht. Aber nur zyklisch ist das nicht. Es gibt heute eine hässliche Art, über Immigranten zu reden, die lange nicht akzeptabel war.

STANDARD: Warum ist das so?

Sassen: Viele Amerikaner sind zu tiefst verunsichert. Zum ersten Mal haben die Söhne und Töchter ein niedrigeres Einkommen und schlechtere Jobchancen als ihre Eltern. Dabei dachte man immer, der nächsten Generation würde es stets ein wenig besser gehen. Jetzt zieht schmerzhaft Ernüchterung ein. Und diejenigen, die sich auf dem absteigenden Ast sehen, teilen gern aus gegen jene, die in ihrer Reichweite sind. Die Wall Street können sie nicht erreichen. Wohl aber die Immigranten.

STANDARD: Dabei stammt doch je-

der Amerikaner in letzter Instanz von einem Immigranten ab. Woher kommt dann diese Wutwelle?

Sassen: Wut gab es schon immer, und immer richtet sie sich gegen die neueste Gruppe von Einwanderern. Was gab es für eine Aufregung um John F. Kennedy. Wie kann ein Katholik ins Weiße Haus ziehen? Damals waren die Iren noch die Prügelknaben. Später wurden sie in dieser Rolle von Menschen aus der Karibik abgelöst. Dann waren die Mexikaner an der Reihe. Das Komische ist, wenn man die Leute fragt, was sie von ihren aus Mexiko stammenden Nachbarn halten, dann bekommt man zur Antwort: Oh, die sind wunderbar. Aber sobald es um die abstrakte Gruppe geht, nicht um konkrete Menschen, hört man die Klischees: Ach, die zahlen keine Steuern, sie nehmen uns Jobs weg, sie sprechen nicht unsere Sprache. Hinzu kommt das Gerede von Leuten, die ich die schwatzende Klasse nenne.

STANDARD: Wen meinen Sie?

Sassen: Denken Sie an Sarah Palin. Ihr Name steht fast täglich in den Schlagzeilen. Diese schwatzende Klasse ist wirklich verantwortungslos geworden, maßlos in ihrer Nabelschau. Nehmen Sie die Kritik an Barack Obama. Man wirft ihm vor, dass er die Ausnahme-rolle, das Besondere Amerikas („American Exceptionalism“) nicht würdigt. Können Sie sich einen Politiker in Europa vorstellen, der immerzu sagt, sagen muss, wir sind das beste Land dieser Welt?

STANDARD: Dennoch, Amerika als Magnet, das ist im Grunde seine Geschichte. Was ist davon übrig?

Sassen: Amerika verliert diesbezüglich an Rang. Ich merke das, wenn ich an der London School of Economics mit Studenten rede. Früher wären die meisten am liebsten nach New York gegangen. Heute wollen sie nach London.

SASKIA SASSEN (62), Soziologin und Wirtschaftswissenschaftlerin, befasst sich insbesondere mit Globalisierung und Migration. Sie hat einen Lehrstuhl an der Columbia University in New York und ist Gastprofessorin an der London School of Economics. Foto: EPA

### WIR MIGRANTEN

## Ein Kind Polens

STANDARD-Mitarbeiter Wojciech Czaja über die kleinen Migrationen in seine alte Heimat.

Das alte Polen kenne ich nur aus der Froschperspektive und aus dem Kinderwagen. Als Verteidigungsminister General Wojciech Jaruzelski am 13. Dezember 1981 vor die Kamera trat und der Nation über die Telewizja Polska verkündete, dass ab sofort der Ausnahmezustand ausgerufen sei, waren wir bereits über alle Berge. Im sogenannten Westen. Eigentlich im Süden. In Wien.

Die Liebe meiner Eltern zu Polen war ungebrochen. Doch die Pein – Ausgangssperre nach 22 Uhr, Militärkontrollen, Panzerpräsenz, Postzensur, abgehörte Telefonleitungen – wollten sie sich ersparen. Ein paar Erinnerungsfetzen sind jedoch

hängengeblieben. Wie zum Beispiel die Ausflüge in den Lebensmittelmarkt mit Oma Klara. Bezahlt wurde mit Zloty und mit rosaroten Essensmarken. Die Lebensmittel waren rationiert: Pro Person und Monat gab es jeweils ein Kilo Fleisch, Wurst, Mehl, zwei Kilo Zucker, 250 g Zuckerln, 100 g Schokolade, 100 g Kaffee, sechs Päckchen Zigaretten und, zum Runterspülen der Misere, einen Liter hochprozentigen Alkohol.

Ich erinnere mich auch an die Farben. Das Land war ausgebleicht, über den Städten hing ein rostiger Schleier. Der Polski Fiat meines Onkels war nicht hellblau, wie es im Zulassungsschein stand, sondern graublau. Die Verkehrsschilder waren ocker statt gelb, braun statt rot, grau statt schwarz. Sogar meine gummiweichen DDR-Lego-Plagiate schienen von den Pigmenten nur die allerletzte Charge ab bekommen zu haben.

Ich war froh, dass meine Eltern die Reise über die Grenze gewagt hatten. Wien war bunter. Der größte Spaß: die Stippvisiten zurück ins kommunistische Regime. Anstatt sich ewig anzustellen wie alle anderen, fuhr mein Vater an der Grenze immer vor bis zum Schranken. Unter einem Schwall slawischer Schimpftiraden ging Mutter dann ans hintere Ende unseres orangenen Fords und verwandelte den Kofferraum in ein Buffet mit westlichen Gütern.

Unser Brauch war legendär: Jeder Grenzbeamte bekam ein Plastiksackerl mit einem Kilogramm Kaffee, einer großen Tafel Milka-Schokolade und einer Flasche Wodka in die Hand gedrückt. Mit einem Gesichtsausdruck, der zwischen Kaltem Krieg und warmen Frühlingsempfinden oszillierte, öffneten die Herren daraufhin die Schranken und winkten uns mal in die alte Heimat, mal in die neue.



Nina Kusturica

## KURZ GEMELDET

## Tschechien: Durchbruch bei Pensionsreform

Prag – Tschechiens Mitte-rechts-Koalition hat laut Medien einen Durchbruch bei der Pensionsreform erzielt. Personen unter 40 Jahren sollen einen kleineren Teil der Abgaben für die Pensionsversicherung auf ein Privatkonto bei einem privaten Pensionsfonds zahlen. Für Personen zwischen 40 und 50 soll dieser Beitrag freiwillig sein, Personen über 50 sollen die Pension nach dem bisherigen System erhalten. (APA, red)

## Saarland bekommt Ministerpräsidentin

Saarbrücken – Die Sozialministerin des Saarlandes, Annegret Kramp-Karrenbauer (CDU), soll neue Ministerpräsidentin des Saarlandes werden. Amtsinhaber Peter Müller (CDU), Chef der einzigen Jamaika-Regierung (CDU, Grüne, FDP) in Deutschland, will als Richter an das Bundesverfassungsgericht wechseln. (red)

## Mediengesetz: Orbán hat den Brief aus Brüssel

Brüssel – Die EU-Kommission schickte am Freitag jenen Brief an Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán, in dem sie Auskunft über das umstrittene Mediengesetz verlangt. Wie ein Sprecher sagte, seien drei Dinge zu klären: die Forderung nach „ausgewogener Berichterstattung“ auch bei privaten Medien, Einbeziehung von Medien aus dem Ausland und die Registrierungsregeln. (tom)

## GANZ KURZ

+++ Verbot Haitis Ex-Diktator Jean-Claude Duvalier darf nicht ausreisen. +++ Dialog Südkorea hat auf ein Angebot des Nordens zu Militärgesprächen positiv reagiert.

## WIR MIGRANTEN

## Es war einmal in Amerika

STANDARD-Redakteurin Mia Eidlhuber über den Auswanderungsversuch ihres Großvaters.

Dass Migration manchmal keine Einbahnstraße ist, beweist die Geschichte meines Großvaters väterlicherseits, den ich nicht mehr kennengelernt habe. (Am Rande: Meine Großmutter mütterlicherseits kam aus Böhmen, aber das ist eine andere Migrationsgeschichte). Er kam als eines von vierzehn Geschwistern 1897 in Ottensheim an der Donau auf die Welt. 1908 gingen seine beiden älteren Brüder Joseph und Lois nach Amerika, um dort, wie viele aus dem alten Europa, eine neue Heimat zu finden. Zunächst nach Colorado, später nach Kalifornien. Sie arbeiteten in Restaurants und Hotels und träumten den amerikanischen Traum, der sie vom Kellner zum Millionär machen sollte. Während mein Großvater Max noch im Ersten Weltkrieg diente (er überlebte die Isonzoschlachten), hatten die Brüder bereits ein eigenes Restaurant, das „West Coast Café“ am Washington Boulevard in Los Angeles.

1922, da war mein Großvater 25 Jahre alt, folgte er den Brüdern über den großen Teich und stieg in das 24-Stunden-Business ein. Es gibt viele Schwarzweißfotos der Brüder auf Ausflügen mit dem Auto (in Da-

menbegleitung) oder beim Barracuda-Fischen am Ozean. Joseph, der Ältere, war, so erzählt man sich, mit der Gesellschaftsdame von Greta Garbo liiert.

Mein Vater ist sich sicher, dass mein Großvater nicht nach Europa zurück wollte. In den Jahren, in denen er einen amerikanischen Pass besaß, kam er dreimal mit dem Schiff, in erster Linie, um einen Augenspezialisten aufzusuchen. Der konnte allerdings den Verlust seines Augenlichts nicht mehr stoppen. Nach dem dritten Heimatbesuch ließen ihn seine drei (unverheirateten) Schwestern nicht mehr in die Staaten zurück. Das war 1933. Er übernahm das Gasthaus seines Onkels in Ottensheim, heiratete 1940 meine Großmutter, die um 20 Jahre jünger war als er, und bekam mit ihr drei Kinder. Im Zweiten Weltkrieg wurde er, inzwischen erblindet, nicht mehr eingezogen. Er starb 1968. Von den Brüdern blieb nur Lois für immer in Amerika. Der hatte zwei Söhne, Claude und Carl. Claude bekam sechs Töchter, aber Carl junior hat heute immerhin fünf Söhne. Kein Wunder, dass es im kalifornischen Telefonbuch mehr „Eidlhubers“ gibt als im österreichischen. Die Migrationsversuche wiederholen sich übrigens: In jeder nachfolgenden Generation ist jemand nach Amerika gegangen (mein Vater, mein Cousin) – aber nach einigen Jahren immer zurückgekommen.

## Verbotene Bücher als neue Stars in Tunis

In Tunis werden bisher versteckt gehaltene Exemplare verbotener Bücher ausgestellt und erregen große Aufmerksamkeit. Jetzt wartet man, wie die Behörden reagieren, wenn die bestellten Großlieferungen eintreffen.

Rainer Wandler aus Tunis

Die Flaniermeile in Tunesiens Hauptstadt ist um eine Attraktion reicher. Am Freitag waren es nicht die rund 1000 Demonstranten, die einmal mehr durch die Avenue Habib Bourguiba zogen, um den Rücktritt der Minister aus den Reihen der ehemaligen Regierungspartei RCD zu fordern, die das Interesse der Passanten auf sich zogen. Und auch nicht die Transparente und Sprühereien, die mittlerweile die Innenstadt von Tunis zieren.

Es war ein Schaufenster. Dutzende Menschen drängelten sich den ganzen Tag über vor der Buchhandlung Al Kitab, um Bücher zu sehen, von deren Existenz zwar viele wussten, die sie aber noch nie in der Hand gehalten haben.

„Ausstellungsexemplare verbotener Bücher“ stand handgeschrieben auf Französisch und Arabisch zu lesen. Zwei Angestellte der Bucherei sammelten

Unterschriften für die sofortige Freigabe der Buchimporte. Bisher genehmigte das Innenministerium, was in Tunesien gelesen werden darf und was nicht.

„Wir haben die Exemplare in unserem Freundeskreis gesammelt. Sie lagen irgendwo versteckt



Schaufenster in Tunis: Kritik am Regime, Islamismus. Foto: Wandler

unter der Matratze“, sagt die Chefin von Al Kitab, Selma Jabbes. Eine Großbestellung aus Frankreich sei bereits unterwegs. Sie werde in den nächsten Tagen per Flugzeug erwartet. „Dann werden wir sehen, was passiert“, meint die streitbare Buchhändlerin, die jetzt nicht mehr länger einsehen will, „warum Bücher ein Einreisevisum brauchen“.

Auf den Schmuggel oder den bloßen Besitz verbotener Bücher stand bisher Gefängnis. Die wenigen Exemplare, die dennoch ins Land gelangten, wurden meist von ausländischen Besuchern über die Grenzen geschafft.

Neben kritischen Analysen über das Regime des am 14. Jänner gestürzten Präsidenten Zine El Abidine Ben Ali gibt es auch Werke von islamistischen Theoretikern wie dem im Londoner Exil lebenden Chef der tunesischen Ennahda-Bewegung, Rachid Ghanouchi, in der Auslage. „Die Bürger haben das Recht, sich frei zu informieren, das gilt für alle Tendenzen“, meint Jabbes dazu.

Draußen überlegen sich die Schaulustigen bereits, was sie als Erstes kaufen werden, sobald die Lieferung eintrifft. „La Régente de Carthage von Nicolas Beau et Ca-

## „Arrogante und wirkungslose Diplomatie“

Frankreichs Opposition: Außenministerin soll wegen Haltung zu Ben Ali zurücktreten

Stefan Brändle aus Paris

Frankreich verdaut die tunesische „Jasminrevolution“ mit einer heftigen Polemik. Der Fraktionschef der Sozialisten, Jean-Marc Ayrault, verlangt offen den Rücktritt von Außenministerin Michèle Alliot-Marie. Sie habe Frankreich in den Augen der Maghreb-Bevölkerung „disqualifiziert“, weil sie dem tunesischen Machthaber Zine El Abidine Ben Ali noch kurz vor seiner Flucht französische Polizeihilfe angeboten habe.

Alliot-Marie hatte sich zuvor vor dem außenpolitischen Ausschuss der Nationalversammlung verteidigt, nicht nur ihre Regierung habe „die Dinge nicht kommen sehen“. Allerdings hatte US-Präsident Barack Obama den Mut der Tunesier immerhin nachträglich gelobt. Sein französischer

Amtskollege Nicolas Sarkozy beschränkte sich hingegen noch später darauf, Ben Alis Flucht „zur Kenntnis zu nehmen“.

Der sozialistische Abgeordnete Paul Giacobbi kritisiert, Frankreich sei „drauf und dran, seinen Einfluss in dem laizistischen und frankophonen Land Nordafrikas zu verlieren“. Zu hinterfragen sei „nicht nur die Ungeschicklichkeit einer Ministerin, sondern unsere ganze arrogante und wirkungslose Diplomatie“.

Zu ihrer Verteidigung meinen Vertreter der konservativen Regierung, Ben Alis Regimepartei RCD sei bis vor kurzem noch Mitglied der Sozialistischen Internationale (SI) gewesen; das Gleiche gelte für die Partei des – trotz seiner Abwahl weiter regierenden – Präsidenten von Côte d'Ivoire (Elfenbeinküste), Laurent Gbagbo. Vor

Sarkozy hatten sich auch prominente Sozialisten wie Ex-Premier Lionel Jospin oder Währungsfonds-Direktor Dominique Strauss-Kahn höchst zuvorkommend gegenüber Ben Ali geäußert.

Auf Internetforen fragen nun viele Algerier und Marokkaner, wie es Paris gegenüber den ähnlich autokratischen Machthabern in Algier oder Rabat halte. Auch dorthin pflegen französische Politiker sehr enge Beziehungen.

Die Kritik an der französischen Diplomatie fand am Freitag ein Echo bis in den Gazastreifen. Alliot-Marie wurde dort mit Buhrufen empfangen, nachdem sie sich für den von Palästinensern seit Jahren festgehaltenen französisch-israelischen Soldaten Gilad Shalit eingesetzt, aber kein Wort für die palästinensischen Gefangenen in Israel gefunden hatte.

## Chefberater von Cameron tritt wegen Abhöraffaire zurück

London – Der britische Premierminister David Cameron verliert seinen Kommunikationschef und wichtigsten Berater. Any Coulson reichte am Freitag wegen einer Abhöraffaire aus seiner Zeit als Chefredakteur des Boulevardblattes *News of the World* seinen Rücktritt ein.

Unter seiner Führung hatten Redakteure vor fünf Jahren Handy-Nachrichten von Prominenten und Politikern abgefangen, ein Reporter wurde verurteilt. Coulson war damals als Chefredakteur zurückgetreten.

Die anhaltende Berichterstattung über die Vorfälle habe seine Arbeit zunehmend belastet, erklärte Coulson und bekräftigte erneut, er habe sich nichts zuschulden kommen lassen.

Der Premier zeigte Verständnis für die Entscheidung, bedauerte sie aber. Nach der Krise mit dem liberaldemokratischen Koalitionspartner ist es der zweite Rückschlag in Camerons erstem Regierungsjahr. (dapd, dpa, red)



Die Paragraphen negieren, dass ich existiere.  
Die Behörden negieren, dass ich nicht existiere.

Nina Kusturica

# Wenn Roma deutsche Kirchenlieder singen

Die Deutschen sind fast verschwunden, an ihre Stelle treten mehr und mehr die Roma: Ethnische Endzeitstimmung und multikultureller Neuanfang im rumänischen Siebenbürgen.

Laura Balomiri  
Gerald Igor Hauzenberger

Sibiu (Hermannstadt) – „Hierher führt nur der Zufall, was?“, empfängt uns ein Dorfbewohner bei der Einfahrt nach Uila, als ich nach dem Weg zur Kirchenburg frage. Uila, Weilau, Vajola. Das kleine nordsiebenbürgische Dorf hat Namen in drei Sprachen – Rumänisch, Deutsch und Ungarisch – die ähnlich klingen. Doch abgesehen von der Ortstafel ist dem Dorf viel von seiner einstigen Vielsprachigkeit und Multikulturalität abhanden gekommen.

Juden gibt es keine mehr. Die „Heimattreffen“ der deutschen Weilauer finden im bayerischen Fürth statt – wie so viele der Siebenbürger Sachsen sind auch sie schon längst nach Deutschland ausgewandert. Ihre Häuser – und die lutherisch-evangelische Kirche – besiedeln nun die Rumänisch oder Deutsch sprechenden Roma. In der Kirche singen sie

deutsche Lieder und fühlen sich der deutschen Kultur über die Sprache verbunden.

Doch auch viele der Roma sind in den letzten Jahren hier weggezogen, mit Vorliebe nach Spanien oder Italien. Waren es anfangs die ethnischen Minderheiten, die abgezogen, folgten später die Handwerker und Hilfsarbeiter, die sich im Ausland für ein Vielfaches ihres rumänischen Lohns verdingten. Nun sind es auch die Hochqualifizierten – von den 400.000 Rumänen, die laut Medienberichten allein 2010 offiziell im Ausland arbeiteten, sind rund 2500 Ärzte.

„Na und, wenn es zu Ende geht, dann sterben wir halt aus“ sagt uns lakonisch eine alte Sächsin, deren Familie über 800 Jahre hier lebte. Die Geschichte des „Sachsenvolks“ in Siebenbürgen ist eingerahmt von Auswanderungswellen: Mitte des 12. Jahrhunderts wurden sie, aus dem Rhein-Mo-

sel-Gebiet kommend, hier angesiedelt, ihre Privilegien durch einen „Goldenen Freibrief“ des Königs Andreas II. gesichert.

Nachdem die Nazizeit die „Auslandsdeutschen“ die Hand zum Hitlergruß hatte erheben lassen, nachdem sie infolge des Seitenwechsels Rumäniens im Zweiten Weltkrieg in Arbeitslager nach Russland deportiert worden waren, verkaufte sie der kommunistische Diktator Nicolae Ceaușescu ab den 1970er-Jahren für Devisen an die Bundesrepublik Deutschland. Ganze Volksgruppen

wurden zu Opfern und Tätern gleichzeitig, und die sächsischen Frauen, die die russischen Arbeitslager überlebten, kehrten um 1950 in ein kommunistisches Rumänien zurück, in dem die Häuser ihrer Familien konfisziert und an rumänische Parteikader vergeben worden waren, in dem sie bei jenen dienen mussten, die vorher bei ihnen gedient hatten.

So wurden die Sachsen teils zu einem Dinosaurienvolk, das die historische Eiszeit der Totalitarismen kulturell nicht überdauern konnte. Lebten 1930 noch 300.000 Deutsche in Siebenbürgen, sind es

heute weniger als 15.000. Einige Dörfer und vor allem die „deutsche Hauptstadt Rumäniens“ und europäische Kulturhauptstadt 2007, Sibiu/Hermannstadt, lassen dennoch die Hoffnung auf eine kulturelle Wiederbelebung wach werden. Mit europäischen Geldern versucht man mit vielversprechenden Erfolgen, die Kulturlandschaft der östlich von Hermannstadt gelegenen „Mikroregion Harbach/Hartibaciu“ wieder zu beleben. Aber groß angelegte, EU-finanzierte Initiativen wie das im

Herbst 2010 gestartete Projekt zur Restaurierung von 18 siebenbürgischen Kirchenburgen sind zukunftsweisende Anzeichen.

Die Roma, die die alten sächsischen Häuser und Kirchen jetzt bewohnen, können die untergehende Kultur der Siebenbürger Sachsen weder museal erhalten noch emotional übernehmen. Aber sie können – wenn man sie lässt – im kulturellen Klima der EU und abseits vom „Dracula-Tourismus“ dazu beitragen, dass sie nicht vergessen wird.

MIGRATION

Die Welt in Bewegung

WIR MIGRANTEN

## Zwei Sack Kartoffeln

STANDARD-Redakteur Thomas Trenkler über die Flucht seines Großvaters aus Liberec.

Planen, eng gedrängt auf der Ladefläche des Lasters, der immer wieder an Fahrt verlor, weil das Holz im Vergaser verbrannt war. Mein Großvater war sich sicher, es könnte nicht mehr lange dauern, und eine Militärpatrouille würde sie stoppen. Nach nicht einmal einer Stunde ging ihnen mitten in einer Stadt, wohl Turnau, das Holz aus. Keiner gab einen Mucks von sich. Die weitere Nacht verlief ohne Zwischenfälle. Mit jeder Stunde nahm die Kälte zu.

Mein Großvater, Kaufmann in Reichenberg (Liberec), duldete in seinem Geschäft kein Konterfei Hitlers. Und er schämte sich für all das, was die Deutschen den Tschechen antaten. Als der Krieg verloren war, wusste er, dass ihnen Schlimmes widerfahren würde.

Von Flucht aber hatte er trotz Delogierung nichts wissen wollen. Erst im November 1945, als sich die Situation noch einmal verschärft hatte, schien sie ihm der einzige Ausweg. Der Vertreter für die „Minimax“-Schaumlöcher fungierte als Kontaktmann zu den Schleppern aus der Ukraine. Pro Person waren 10.000 Reichsmark zu bezahlen, die Hälfte vorab, die zweite bei der Ankunft in Wien.

Am späten Nachmittag des 7. Dezember erhielt mein Großvater den erwarteten Anruf. Er ging mit seiner Frau und den beiden jüngeren Söhnen – vom Ältesten, der an fast allen Fronten gekämpft hatte, gab es kein Lebenszeichen – zu einer Hinterhofgarage am Stadtrand. Sie hatten neben ihren Habseligkeiten zwei Sack Kartoffeln dabei, denn sie ahnten, dass in Wien Hunger herrschte.

Zusammen mit anderen saßen sie, verborgen hinter den

Nach Znaim kamen sie an einen Schlagbaum. Die tschechischen Beamten wiesen die Gruppe an, die Kisten und Koffer in das Grenzerhaus zu tragen, wo diese auf wertvolle Waren durchsucht wurden. Den Kartoffelsäcken, in denen der Schmutz versteckt war, schenkte niemand Beachtung.

Wenige hundert Meter später tauchte aus dem Nichts eine Fahrzeugkolonne der Roten Armee auf, in deren Mitte sich der Laster einreichte. Geschützt vom Besatzer passierten sie die Grenze. Auf der Ladefläche brach Gelächter aus. Gegen sieben Uhr am Morgen fuhr sie in Wien ein. In der Gußhausstraße endete die Fahrt. Das erste, was sie sahen, waren die Türme der Karlskirche. Über Schlepper sollte die Familie nie mehr etwas kommen lassen.

(Ausführlicher in T. Trenklers „Wiedersehen im Niemandland. Die Geschichte dreier Brüder 1940–1949“, Czernin)

# Mexiko will Montezumas Federkronen als Leihgabe

Vizeaußenministerin Aranda zum STANDARD: „Zeit des Handelns ist gekommen“

Julia Herrnböck

Wien – Seit vielen Jahren laufen diskrete Verhandlungen zwischen Mexiko und Österreich über den Verbleib der „Federkronen des Montezuma“. Und zwar sehr professionell, wie die Vizeaußenministerin von Mexiko, Lourdes Aranda, betont.

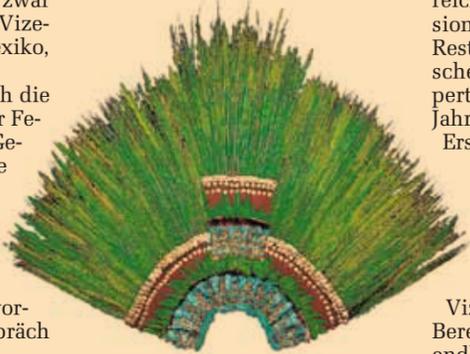
Jetzt allerdings scheint sich die diplomatische Gangart in der Feder-Causa verschärft, die Geduld auf mexikanischer Seite erschöpft zu haben: „Das ist kein kulturelles Thema mehr, für uns ist es zu einem politischen Thema erster Güte in unseren bilateralen Beziehungen geworden“, erklärt Aranda im Gespräch mit dem STANDARD.

Die Beziehungen, insbesondere ins österreichische Außenminis-

terium, seien sehr gut, weswegen Mexiko sehr optimistisch sei, dass einer temporären Leihgabe nun nichts mehr im Wege stehe. Als Tausch, wäre eine Leihgabe der goldenen Kutsche des habsburgischen Kaisers Maximilian I. von Mexiko möglich.

Der Tausch könnte sich jedoch weiter verzögern. Aktuell wird vor allem die Transportfähigkeit der Krone, die sich seit 1590 in Österreich befindet, von einer Kommission untersucht: Ein Team aus Restauratoren des Kunsthistorischen Museums (KHM) und Experten aus Mexiko ist seit einem Jahr mit dieser Frage beschäftigt. Erst danach wird entschieden.

Das kostbare Artefakt, das sich wahrscheinlich nie im Besitz des aztekischen Herrschers Montezumas befand, könnte zum heiklen „Showcase“ werden, sagt die Vizeministerin. „Wir wollen die Bereitschaft sehen, das Thema endlich zu beenden. Es liegt im beidseitigem Interesse, noch heuer eine Lösung zu finden.“



Die letzte noch erhaltene Federkronen. Wert: unschätzbar. F.: APA



Nur unsere Kinder sollen zurechtkommen. Glücklich bin ich, wenn ich im Radio unsere

Nina Kusturica

PANORAMA

Mexiko: Stoff für 600.000 Heroindosen sichergestellt

Mexiko-Stadt – Mexikanische Armee-Drogenfahnder stellten in einem Haus im Bundesstaat Guerrero 245 Kilogramm Opiumharz sicher. Der Rohstoff hätte für mehr als 600.000 Dosen Heroin ausgebracht und soll einen Straßenverkaufswert von umgerechnet rund neun Millionen Euro haben. (red)

Tod nach Brustoperation: Ermittlungen gegen Ärzte

Hamburg – Im Fall der nach einer Brustvergrößerung verstorbenen Erotikdarstellerin „Sexy Cora“ ermittelt die Staatsanwältin gegen den Operateur und die Anästhesistin einer Hamburger Privatklinik wegen des Verdachts der fahrlässigen Tötung. Die 23-jährige Patientin, die auch Kandidatin bei der RTL 2-Sendung *Big Brother* war, soll vor dem Eingriff Wachstumshormone genommen haben. Eine Obduktion soll die genaue Todesursache klären. (dpa)

Bedrohlicher Anstieg der Elbe in Norddeutschland

Berlin – Der Wasserpegel der Elbe in Norddeutschland stieg Freitag bedrohlich. In Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern und Niedersachsen befürchten Behörden Höchststände wie beim Jahrhunderthochwasser 2006. (red)

LEUTE



■ „Gossip“-Sängerin **Beth Ditto** (29) nach Diäten: „Man ist die ganze Zeit schlecht gelaunt, das kann nicht gesund sein“, sagte der US-Star dem Münchner *InStyle*-Magazin. Foto: Reuters  
 ■ Hello George! US-Schauspieler **George Clooney** ist von seiner Malaria-Erkrankung genesen.

Australien: Flut-Steuer für Wiederaufbau

Der australische Albtraum ist noch nicht vorbei: In Queensland ist das Hochwasser zurückgekehrt. Die Regierung erwägt nun eine Flut-Steuer, um die Schäden der bisher schlimmsten Naturkatastrophe zu beseitigen.

Brisbane – In Australien ist das Hochwasser nach Queensland zurückgekehrt: Die Wasserpegel in dem nordöstlichen Bundesstaat kletterten am Freitag auf Rekordhöhen. Bis Sonntag ist keine Entspannung in Sicht. Die Einwohner der Stadt Brisbane versuchen erneut, ihre Häuser mit Sandsäcken zu schützen. Die Stadt war bereits vergangene Woche von einer Flut-

welle heimgesucht worden, 30.000 Gebäude wurden mit einer Schlammschicht überzogen. Seit Beginn der Hochwasserkatastrophe sind bereits 33 Menschen in den Fluten ums Leben gekommen. Experten zufolge könnten bisher Schäden in Höhe von umgerechnet rund 15 Milliarden Euro entstanden sein. Die Regierung geht davon aus, dass allein die

Verluste aus entgangenen Einnahmen bei Agrar- und Kohleexporten 2,2 Milliarden Euro betragen. Der weltgrößte Bergbaukonzern BHP Billiton vermeldete bereits einen Rückgang der Produktion um 30 Prozent.

Premierministerin Julia Gillard erwägt deshalb, eine Sondersteuer einzuhoben, um die in mehreren Bundesstaaten entstandenen Schäden zu beseitigen. Angesichts der Verwüstungen in Queensland stünden schwierige Entscheidungen an, sagte Gillard in einem Interview mit dem Fernsehsender ABC. Sie warnte zudem, dass die Flutschäden zu ei-

ner Erhöhung der Lebensmittelpreise führen und das Bruttoinlandsprodukt (BIP) senken könnten. Gleichwohl wolle die Regierung im Haushalt 2012/2013 einen Überschuss erwirtschaften.

Die Überschwemmungen haben vor allem den Bundesstaat Queensland in ein Katastrophengebiet verwandelt. Allein hier handelt es sich um eine betroffene Fläche, die so groß ist wie Deutschland und Frankreich zusammen. Aber auch vier weitere Bundesstaaten waren überschwemmt, in Victoria standen 72 Städte und Ortschaften unter Wasser. (AFP, APA, red)

„Ein Migrant will dorthin, wo er was leisten kann“

Der malaysisch-britische Romancier **Tash Aw** analysiert die innerasiatische Migration und die Anziehungskraft Europas und Chinas. **Sebastian Borger** fragte.



STANDARD: Sie sind in Taiwan geboren, als Sohn chinesischer Einwanderer in Malaysia aufgewachsen und leben seit 20 Jahren in England. Wo ist Ihr Zuhause?

**Tash:** Malaysia wird immer mein Bezugspunkt bleiben. Aber in London fühle ich mich am besten aufgehoben. Dort besitze ich eine Wohnung, das macht sicher viel aus.

STANDARD: In Ihrem Werk spielen die Völkerwanderungen Südostasiens eine große Rolle. Nehmen Sie sich bewusst vor, die diversen Aspekte freiwilliger und erzwungener Migration zu beschreiben?

**Tash:** Nein, das plane ich nicht. Aber es ist sicher kein Zufall, dass schon in meinem Debütroman *Die Seidenmanufaktur* „Zur schönen Harmonie“ die Erlebnisse eines Immigranten eine wichtige Rolle spielen. Das Thema kam mir lange Zeit gar nicht zu Bewusstsein. Mir steckt das in den Genen, physisch wie kulturell. Von einem Land zum anderen zu ziehen war in meinem Umfeld selbstverständlich.

STANDARD: Ist Migration aus Ihrer Sicht beängstigend oder begrüßenswert?

**Tash:** Ich finde es ganz schwer, mich in Leute zu versetzen, für die das Thema angstbeladen ist. Fast immer, jedenfalls in der heutigen Zeit, geschieht Migration aus einem einfachen Grund: Der Ankunftsort braucht die Menschen mehr als deren Heimat. Die europäische Debatte wäre in Malaysia nicht vorstellbar.

STANDARD: Ihr nächstes Buch hat die Einwanderung aus Südostasien nach China zum Thema.

**Tash:** Mich fasziniert, wie China die Menschen anzieht. Mir kommt Schanghai im Moment vor wie das New York des frühen 20. Jahrhunderts. Natürlich kommen viele Menschen, die mit schlecht bezahlten Jobs vorliebnehmen müssen. Aber auch Leute aus der europäischen Mittelschicht, Bäcker, Akademiker, Yoga-Lehrer. Ich wage mal die These: Chinesen sind aufnahmefähiger für Migranten als Europäer.

STANDARD: Sie meinen: Es gibt weniger Rassismus?

**Tash:** Ich glaube nicht, dass Europäer generell Rassisten sind. Unsinn. Sondern dass Europa sehr mit seinen eigenen Problemen beschäftigt ist. In China spürt man

einen Aufwärtstrend: Das vergangene Jahr war gut, das neue Jahr wird toll, und in zehn Jahren geht es uns allen besser. Die Leute sind voller Zuversicht, weil sie in einer Region leben, die in kurzer Zeit unglaublich reich geworden ist. Wenn Leute selbstbewusst und optimistisch sind, gehen sie mit Einwanderung anders um. Übrigens hat das nicht nur mit der Ökonomie zu tun. Die Chinesen fühlen sich geschmeichelt, dass so viele Leute in ihr Land kommen. Das nährt den Nationalstolz.

STANDARD: Löst China also Europa ab als Magnet für Immigranten weltweit?

**Tash:** Europa ist aus asiatischer Sicht wenig attraktiv. Der Eindruck besteht hier, dass dem alten Kontinent die kulturelle Energie ausgeht. Dass also, bei allem natürlich vorhandenen Wohlstand, zu wenig Innovation geschieht. Ein potenzieller Migrant will dorthin gehen, wo er etwas Neues anpacken, etwas leisten kann. Dieses Image hat Europa nicht. China hingegen schon.

STANDARD: Woran liegt das?

**Tash:** In China werden Sie nicht gefragt: Haben Sie diese Tätigkeit gelernt? – Sondern die Frage lautet: Können Sie das?

**TASH AW** (39), gelernter Anwalt, arbeitet als freier Schriftsteller mit Wohnsitz London. Seine Romane „Die Seidenmanufaktur“, „zur schönen Harmonie“ und „Atlas der unsichtbaren Welt“ (Rowohlt-Verlag) gewannen mehrere Preise.

WIR MIGRANTEN

Ein neues Leben

STANDARD-Redakteur **Eric Frey** über Flucht, Vertreibung und das Überleben.

Die Bewohner der transkarpatischen Stadt Ushgorod (ungarisch Ungvár) haben im 20. Jahrhundert ihre Staatsangehörigkeit fünfmal gewechselt – von der k. k. Monarchie zur heutigen Ukraine –, ohne je ihre Heimatstadt verlassen zu müssen. Meine Großmutter, die 1913 dort in eine ungarisch-jüdische Familie geboren wurde, änderte in ihrem Leben nicht nur den Pass. Als junge Frau heiratete sie einen Arzt am anderen Ende des ungarischen Sprach- und Kulturkreises, im burgenländischen Mattersburg. Mein Großvater hatte in Budapest das Gymnasium besucht und dann in Wien studiert.

Als im März 1938 die Deutschen einmarschierten, flüchtete das Paar mit ihrer kleinen Tochter ins damals noch tschechoslowakische Ushgorod, das aber 1939 ungarisch wurde. 1942 begannen mit Verfolgung und Internierung durch die Ungarn. Als im Frühjahr 1944 die Deportationen nach Auschwitz einsetzten, fanden die Flüchtlinge in der Wohnung einer christlichen Familie inmitten von Budapest ein Versteck, das

ihnen bis zur Befreiung durch die Rote Armee zu Überleben half. Die Angehörigen in Ushgorod wurde in Auschwitz vergasht. 1945 kehrten meine Großeltern nach Mattersburg – Ort der ersten Verfolgung, aber auch Heimat – zurück und übersiedelten einige Jahre später nach Wien. Ein AFS-Schülerstipendium für die USA schenkte meiner Mutter eine zweite – amerikanische – Familie.

Mein Vater wurde in eine alteingesessene jüdische Familie in Budapest geboren. Mein Großvater starb als ungarischer Zwangsarbeiter in Buchenwald. Meine Großmutter und mein Vater überlebten als U-Boot in der Stadt die Verfolgung durch ungarische Pfeilkreuzler und die SS. Vor der kommunistischen Machtergreifung flüchtete er 1946 nach Österreich, fand Arbeit in einem amerikanischen DP-Camp und nahm das erste Visum, das ihm angeboten wurde. Es brachte ihn nach Australien, wo er acht Jahre lang als Einwanderer lebte, bevor ihn die Sehnsucht nach seiner Mutter, die nach Österreich geheiratet hatte, 1955 nach Wien zurückbrachte. Dort traf er meine Mutter.

Gemeinsam bauten sie für ihre drei Söhne ein neues Leben auf, in dem auch Ungarn, Israel, Australien und Amerika immer ein wenig präsent waren.

Fußball, Geschichte eines Migranten SPORT Seite 20 Sloterdijk über Aeneas WISSENSCHAFT Seite 22

derStandard.at/Inland



## Zwei Frauen und fünf Männer rittern um Grazer Rektorat

Colette M. Schmidt

Graz – Am Mittwoch soll an der Grazer Karl-Franzens-Universität eine Vorentscheidung darüber fallen, wer künftig Rektor wird. Die Findungskommission, unter anderem vertreten durch Senatsvorsitzende Monika Hinteregger und Universitätsratsvorsitzenden Werner Tessmar-Pfohl, muss dann einen Vorschlag mit mindestens drei Namen machen, die im März zum öffentlichen Hearing geladen werden. Laut STANDARD-Information sind prominente Namen unter den sieben Bewerbern.

Allen voran der Grazer Biologe und Präsident des österreichischen Wissenschaftsfonds FWF, Christoph Kratky, und der Exgeschäftsführer in Seibersdorf, Günter Koch. Hausintern bewerben sich der Rechtshistoriker und Vizerektor (seit 2003), Martin Polaschek, die Leiterin der Grazer Psychologie und Gehirnforscherin Christa Neuper und der Jurist und Politologe Joseph Marko.

Aus Deutschland wollen die einstige Grazer Vizerektorin Ada Pellert, die seit 2009 Präsidentin der Deutschen Universität für Weiterbildung in Berlin ist, und Hartmut Holz Müller, Professor für Marketing an der TU Dortmund, nach Graz. In Österreich gibt es mit Sonja Hammerschmid von der Wiener Vet-Med nur eine weibliche Rektorin.



Borjana Vantiszarova

**Das Problem sind weder die Armen noch die MigrantInnen, das Problem ist eine Politik, die Armut und Rassismus produziert. Das Problem ist eine Gesellschaft, die sich über Ausgrenzung definiert. Stopp der Skandalisierung von Migration. Migration ist das Projekt der Zukunft!**

## „Freiwilligenheer vermeidet Leerläufe“

Verteidigungsminister Norbert Darabos stellt sich: Im Chat bei „derStandard.at“ zeigt er sich optimistisch, die richtigen Freiwilligen – und nicht nur Möchtegern-Rambos – für sein neues Wehrmodell zu bekommen.

Conrad Seidl

Wien – Hohe Literatur sei es ja nicht, die ihm da abverlangt werde, scherzt Verteidigungsminister Norbert Darabos. Im Chat mit den Usern von *derStandard.at* könnte er etwa knapp darauf hinweisen, dass er nicht für den Gedenkendienst zuständig ist – und sich auf die Botschaften konzentrieren, die er seit Tagen unter die Leute zu bringen versucht: Dass er reiflich überlegt habe, was angesichts der jüngsten Entwicklungen bei der deutschen Bundeswehr mit der Wehrpflicht in Österreich passieren soll. Und dass er dabei zum Verfechter der Wehrpflicht zum Verfechter eines Freiwilligensystems gereift sei.

Aber der knappe, schnoddrige, am Ende vielleicht kaltschnäuzig wirkende Chat-Stil ist nicht die Sache des Ministers. Er antwortet langatmig. Setzt noch einen Satz dazu, schreibt dann einen dritten: „Ich glaube nicht, dass die Reform des Bundesheeres und des damit wegfallenden Zivildienstes (weil es sich ja dann um einen Zwangsdienst handeln würde) diesen Bereich tangieren muss.“

Ein Klick auf „Antworten“.

Endlich ist es draußen – und Darabos mittendrin im Chat. Zweimal noch gibt es Nachfragen zum Thema Gedenkendienst, zweimal schreibt er mit Lob für die Einrichtung, aber ohne Zusagen machen zu können.

Was die User erkennbar enttäuscht. Aber daran, Enttäuschung zu vermitteln, ist der Verteidigungsminister gewohnt, er kennt die miese Stimmung, die viele mit dem Bundesheer verbinden: „Ich hab in meinem Grundwehrdienst neun Monate nur getrunken, geraucht und *Playboy* gelesen. Und nicht nur ich ... wie rechtfertigt sich da noch ein Bundesheer?“

Darabos will das nicht einfach übergehen. Also schreibt er: „Ihre Erfahrungen machen mich betroffen. In vielen Gesprächen habe ich

mitbekommen, dass Sie nicht der Einzige sind.“

Und dann ergreift er die Chance, für sein Anliegen zu werben: „Ein neues System eines Freiwilligenheeres würde aus meiner Sicht diese Leerläufe, die Sie angesprochen haben, vermeiden. Ich bin der Meinung, dass sich das Bundesheer aufgrund der Aufgaben, die es erfüllt, rechtfertigt.“

### „Kompetente Auslese“

User Pacman83 greift auf, was als Erfahrung der Rekrutierungsbüros von Freiwilligenameen kolportiert wird: „Was halten Sie der Befürchtung entgegen, dass bei einem Berufsheer sich zu einem Großteil nur ‚Langzeitarbeitslose, Haftentlassene und Immigranten‘ melden würden?“

Auch das kennt der Minister:

„Ich glaube, dass die Anreizsysteme meines Modells dazu führen, dass wir eine gesellschaftspolitisch gute Durchmischung sowie eine kompetente Auslese für das neue Freiwilligenheer finden werden. Wir brauchen Experten im IT-Bereich, wir brauchen Experten im Katastrophenschutzbereich – und die werden wir auch bekommen. Es gibt Erfahrungen, dass ein reines Berufsheer durchaus auch Rekrutierungsprobleme hat. Bei einem Freiwilligenheer sehe ich diese nicht. Im Übrigen möchte ich darauf hinweisen, dass jene, die das jetzige System nach wie vor präferieren, die Migrationsfrage ansprechen. Warum sollte also ein neues Freiwilligenheer deshalb der ‚Gottseibeius‘ sein, wenn sich Immigranten dafür interessieren?“

Schließlich geht es an die politische Eitelkeit: „Wie erklärt sich ein Wehrdienstverweigerer als Verteidigungsminister? Fragen Sie sich nicht oft selber, was Sie da auf den Heeres-Plakaten im Vordergrund machen?“

Darabos lächelt und antwortet: „Ich bin kein Wehrdienstverweigerer, sondern habe mich vor vielen, vielen Jahren für den Zivildienst entschieden. Meine Funktion als Verteidigungsminister ist eine Managementfunktion. Ich würde meinen, dass beispielsweise ein General eine schlechtere Besetzung wäre. Ich bin der Meinung, dass das österreichische Bundesheer gut beraten ist, auch die wichtigen Aufgaben, die es erfüllt, in öffentlichen Kampagnen bekanntzumachen und bekenne mich auch durch mein Konterfei persönlich dazu.“



„Ich möchte meinen, dass ein General eine schlechtere Besetzung wäre“, sagt der Ex-Zivildienstler Darabos über seinen Job. Foto: Cremer

derStandard.at/Inland

### KURZ GEMELDET

#### Med-Unis wollen künftig 90 Euro für Aufnahmetest

Wien – Die Teilnahme an den Aufnahmetests für das Medizinstudium ist künftig nicht mehr gratis. Schon wer sich heuer an den Med-Unis Wien, Graz oder Innsbruck für das Aufnahmeverfahren anmeldet, muss einen „Prüfungsbeitrag“ von 90 Euro überweisen. Der Start der verpflichtenden Studienwahlberatung wird indes verschoben. (APA) **Kommentar Seite 44**

#### Koalition erspart Grasser Untersuchungsausschuss

Wien – Mit den Stimmen von SPÖ und ÖVP wurden am Donnerstagabend die Anträge von BZÖ und den Grünen auf Einsetzung eines Untersuchungsausschusses zu den Vorwürfen um Provisionsgeschäften im Umfeld von Karl-Heinz Grasser abgelehnt. Die Oppositionsparteien votierten geschlossen für eine Einsetzung. Das Argument der Koalition: Die Justiz solle zunächst ihre Erhebungen abschließen. Aufgehoben hat der Nationalrat hingegen die rechtliche Immunität von BZÖ-Mandatar Stefan Petzner, dem Verletzung des Amtsgeheimnisses vorgeworfen wird. (APA)

#### SPÖ, ÖVP und FPÖ liegen in Umfrage fast gleichauf

Linz – Die SPÖ liegt in der Sonntagsfrage mit 26 Prozent vor ÖVP und FPÖ, die jeweils bei 25 Prozent halten. Die Grünen kommen auf 13 und das BZÖ auf acht Prozent. Gegenüber der letzten Nationalratswahl 2008 können FPÖ und Grüne zulegen, die anderen Parteien verlieren. Das ergab eine repräsentative Umfrage des Linzer Marktforschungsinstituts Imas unter 1009 Österreichern. (APA)

Borjana Ventiszlavova



**Freiheit, Selbstbestimmung und Würde gelten für alle. Niemand muss dafür Kompetenzen erwerben. Wir wollen in einer Gesellschaft leben, in der es selbstverständlich ist, dass alle Menschen die gleichen Rechte teilen.**

## Straßburgs Abschiebestopp lässt Fekter kalt

Mit Vorsicht reagierte die EU-Kommission auf den allgemeinen Abschiebestopp nach Griechenland durch den Straßburger Gerichtshof für Menschenrechte. Ministerin Fekter sieht offiziell keinen Handlungsbedarf.

Irene Brickner  
Thomas Mayer

**Wien/Straßburg/Brüssel** – „Es besteht kein Änderungsbedarf unserer derzeitigen Praxis“. So reagierte man am Freitag bei Innenministerin Maria Fekter (ÖVP) auf einen Anti-Abschiebungsbescheid des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) im Fall eines afghanischen Asylwerbers, der von Belgien nach Griechenland gebracht worden war und Beschwerde eingelegt hatte.

Der Spruch der EGMR-Richter war seit Monaten mit Spannung erwartet worden, weil der Fall die in der EU-Asylverordnung „Dublin II“ geregelten Kriterien beim EU-weiten Umgang mit Asylwer-

bern prinzipiell sprengen könnte. Besonders Rückführungen nach Griechenland, das mit einer vergleichsweise großen Zahl von Flüchtlingen und mit Finanznot zu kämpfen hat, lässt bei den vereinbarten Standards zu wünschen übrig. Im Fall des Afghanen stellten die Richter eine „unmenschliche und erniedrigende Behandlung“ fest und verfügten einen hohen Schadenersatz (*siehe Wissen*).

Die EU-Kommission äußerte sich Freitag vorsichtig zu möglichen Konsequenzen für die Asylpraxis der EU-Länder. Man könne keine direkten Schlüsse ziehen, darüber müsste erst der Europäische Gerichtshof in Luxemburg (EuGH) entscheiden, so der Sprecher von EU-Innenkommissarin

Cecilia Malmström. Er verwies darauf, dass die Kommission einen Vorschlag für eine neue EU-Verordnung vorgelegt habe, die die Regeln verbessern solle. Man hoffe auf Erledigung bis 2012, auch eine Aussetzung von Abschiebungen in besonders belastete Länder sei darin enthalten.

Fekter zeigte sich offiziell ungeührt vom Urteil. „Wir machen mit unserem System von Einzelfallprüfungen weiter wie bisher“, erläuterte ein Sprecher. Nur werde man infolge des europäischen Höchststricherspruchs künftig in allen Fällen einzeln abwägen, ob eine Verschickung an den Peloponnes vertretbar sei – nicht nur wie bisher bei „besonders vulnerablen“ Personen wie Jugendliche oder Frauen mit Kindern.

Auf diese Art werde man bei Asylwerbern, deren Verfahren laut der EU-weiten Dublin-Verordnung eigentlich in Griechenland durchgeführt werden müsste, „verstärkt vom Selbsteintrittsrecht Gebrauch machen“, sodass die Betroffenen im Land bleiben können: „Aber für einen prinzipiellen Abschiebestopp besteht kein Grund.“

Ein solcher war, befristet bis Jänner 2012, am Mittwoch vom deutschen Innenminister Thomas de Maizière verkündet worden. Ein Dutzend weiterer Dublin-Mitgliedstaaten hat Ähnliches schon vor Wochen oder Monaten beschlossen.

### Inoffizielle Milde

Entscheide Österreich ebenso, so könne das „Beispielwirkung“ für weitere Länder haben und wäre daher kontraproduktiv, war aus dem Innenministerium inoffiziell zu erfahren: „De facto herrscht in Österreich seit November Griechenland-Abschiebestopp. Aber wir dürfen dieses Land nicht aus der Pflicht nehmen“, hieß es.

„Wenn es in Österreich einen De-facto-Abschiebestopp geben sollte, soll es mir recht sein“, hatte bereits Christoph Pinter vom UNHCR in Wien zum STANDARD

davor gesagt. Der Straßburger Entschcheid sei jedoch „viel weiterführender“. Nun sei klar, dass die Lage der Flüchtlinge in Griechenland „menschenrechtlich inakzeptabel“ ist. Und der EGMR-Spruch sei künftig „auch auf andere Staaten umlegbar“.

Bei der evangelischen Diakonie bestätigte Flüchtlingsbeauftragter Christoph Riedl, „dass seit Ende Oktober nur mehr sehr vereinzelt Dublin-Rückführungen aus Österreich nach Griechenland stattfinden“. Im November habe es sich um zwei, im Dezember um einen Fall gehandelt. Davor hatte der EGMR Griechenlandrücktransporte in mehr als zehn Fällen per Eilentscheidung unterbunden.

In einem Brief an die Bundesregierung hatte Straßburg einen prinzipiellen Stopp der Rückführungen verlangt. Am Freitag wiederholten die Grünen diese Forderung – während die FPÖ von einem „fatalen Signal“ sprach.

Kommentar Seite 44

## KURZ GEMELDET

### ÖSTERREICH

#### Gesetzliche Regelung für Freiwilligenarbeit geplant

**Wien** – Drei Millionen Österreicher engagieren sich ehrenamtlich in rund 100.000 Vereinen und stehen damit im Zentrum des diesjährigen Europäischen Jahres der Freiwilligentätigkeit. Um den Freiwilligen eine rechtliche Mindestabsicherung zu bieten, plant Sozialminister Hundstorfer (SPÖ) noch heuer ein Gesetz, in dem Punkte wie Lohnfortzahlung und Haftpflicht geregelt werden. (red)

### WIEN

#### Silvestermord: Sechs Monate für 17-Jährige

**Wien** – Eine 17-Jährige wurde am Freitag im Wiener Straflandesgericht wegen Begünstigung zu sechs Monaten Haft auf Bewährung verurteilt. Das Urteil ist nicht rechtskräftig. Sie hätte den „Silvestermord“ – ein 35-Jähriger war am 31. Dezember 2009 in Wien-Floridsdorf erschossen worden – möglicherweise verhindern können, wäre sie mit ihren Informationen rechtzeitig zur Polizei gegangen. Der Freund des Mädchens war mit dem mutmaßlichen Täter eng befreundet. (APA)

### SALZBURG

#### Taxler transportierte Fahrgast im Kofferraum

**Salzburg** – Beamte der Polizeiinspektion Rathaus in Salzburg beobachteten in der Nacht auf Freitag vom Fenster aus, wie ein Taxi vor ihrem Posten anhielt und mehrere Personen aus dem Fahrzeug aussteigen. Einer von ihnen kletterte allerdings aus dem Kofferraum. Der Taxilenker gab an, er wisse, dass es eine Dummheit war, aber er kenne die Fahrgäste persönlich. Er wurde angezeigt. (APA)

### OBERÖSTERREICH

#### Wieder tote Maus an Bürgermeister geschickt

**Linz** – Der Bürgermeister von Eidenberg (Bezirk Urfahr-Umgebung) hat eine Beileidskarte mit einer toten Maus zugesandt bekommen. Vor einem Jahr hatte das Stadtoberhaupt von Ansfelden wenige Wochen vor seinem Selbstmord eine Pralinenschachtel mit zwei toten Nagern erhalten. Der Eidenberger Ortschef Adi Hinterhölzl will sich von der Sache jedenfalls nicht einschüchtern lassen: „Ich war Leistungssportler und Totengräber, ich habe keine Angst.“ (APA)

### WISSEN

#### „Unmenschliche Behandlung“

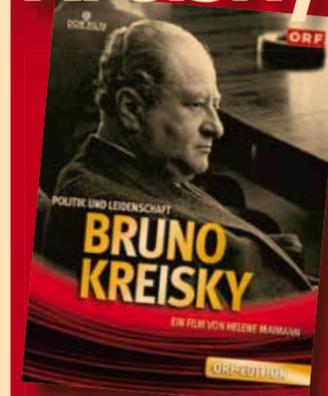
Im Jahr 2003 haben sich die EU-Staaten auf eine Verordnung (Nr. 343/2003) geeinigt, die Zuständigkeit, Verfahren und Kriterien beim Umgang mit Asylanträgen regelt. Sie löste eine frühere EU-Vereinbarung ab, die in Dublin ausverhandelt worden war – daher der häufig gebrauchte Begriff „Dublin II“.

Dublin II zielt im Kern darauf ab, dass ein Asylwerber nicht in mehreren EU-Staaten Anträge stellen darf, sondern nur in einem: Sei es in jenem, das ihm ein Visum zur Einreise gegeben hat; sei es in einem Land, das er illegal betreten hat. Daneben gibt es eine Reihe anderer humanitärer oder familiärer Kriterien. Illegal in die EU eingereiste Menschen werden in der Re-

gel ins Ursprungsland abgeschoben. Ein solcher Fall ist ein Afghane, der 2009 illegal nach Griechenland kam und später in Belgien einen Antrag stellte.

Das Königreich schob ihn trotz Einwänden des UN-Hochkommissariats ab. Der Asylwerber brachte Beschwerde beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Straßburg ein. Dieser erkannte, dass Griechenland wie Belgien die EMR-Konvention verletzen: wegen „unmenschlicher und erniedrigender Behandlung“ in griechischer Haft, Verstoßes gegen Beschwerderechte, Mängeln des Asylverfahrens in Griechenland. Preis: 25.900 Euro Schadenersatz, 12.075 Euro fürs Verfahren. (red)

## Kreisky auf DVD



**Bruno Kreisky – Politik und Leidenschaft**  
Die ORF-Doku von Helene Maimann  
DVD = 62 Min. + 55 Min. Bonus



**DVD-Box „Die Ära Kreisky“**  
Historische Filmdokumente und viele Zeitzeugen-Interviews  
5 DVDs = 735 Min. + Booklet

Jetzt im Handel oder auf [www.hoanzl.at](http://www.hoanzl.at)

**HOANZL**



**Die Kultur der MigrantInnen ist eine der Kämpfe um ein besseres Leben, Rechte, Autonomie, Bewegungsfreiheit, Würde und Selbstbestimmung. Die Kultur der MigrantInnen ist jene von KosmopolitInnen!**

## Ein voller Teller und der Griff ins Leere

Die originalgetreu erhaltene Wohnung von Hugo Meisl, des legendären Trainers des österreichischen Fußball-Wunderteams, muss doch geräumt werden. Ob einzelne Exponate jemals ausgestellt werden, ist fraglich.

David Krutzler

**Wien** – Wolfgang Hafer, Enkel von Hugo Meisl und studierter Historiker, ist fassungslos. „Da bekommt die Stadt Wien kostenlos die komplett eingerichtete Originalwohnung einer der größten österreichischen Sportlerpersönlichkeiten auf dem Präsentierteller angeboten. Aber sie greift einfach nicht zu.“

Wie der STANDARD berichtete, hatten sich die Nachfahren des legendären Fußball-Trainers um den Erhalt von Meisls ehemaliger Vier-Zimmer-Wohnung im Karl-Marx-Hof in Döbling als Gedenk-museum bemüht. Die rund 100 Quadratmeter große Residenz im Gemeindebau ist nach Meisls Auszug 1934 bis heute nahezu im Originalzustand verblieben.

Für das authentische Flair aus der Zwischenkriegszeit im Roten Wien sorgt ein elfteiliges Ensemble aus Art-déco-Möbeln aus den 1920er-Jahren. Auch der Schreibtisch, auf dem Meisl über Aufstellungen des sogenannten Wunderteams brütete, steht noch dort, wo er immer stand. Zahlreiche Pokale erzählen zudem Erfolgsgeschichten des einst weltbesten Nationalteams, das etwa Deutschland Anfang der 1930er-Jahre in zwei Spielen mit 11:0 demütigte. Eine andere Geschichte erzählt zum Beispiel ein Pokal, der in den Wirren des österreichischen Bürgerkriegs im Februar 1934 in der Wohnung im Karl-Marx-Hof stehend angeschossen wurde. Er sollte eigentlich an einen 8:1-Sieg gegen die Schweiz erinnern.



**Der berühmte Pokal mit Einschussloch.**

Foto: Hafer

Bis September 2009 hatte Meisls 90-jährige Tochter Martha hier gewohnt. Nach ihrem krankheitsbedingten Auszug wurde die Wohnung aber an Wiener Wohnen rückgeführt. Im September 2010 erfuhr Meisls Enkel Wolfgang Hafer vom Wunsch von Wiener Wohnen, die Wohnung räumen zu lassen.

Und das trotz prominenter Fürsprecher wie Bundespräsident Heinz Fischer, der zuvor schon in einem Brief an Wohnbaustadtrat Michael Ludwig (SP) bat, „die Errichtung einer Erinnerungsstätte zu prüfen“. Außerdem ergab eine Begehung des Bundesdenkmalamtes, dass die Ausstattung der Wohnung „aufgrund ihrer geschichtlichen, kulturellen und teilweise künstlerischen Bedeutung denkmalwürdig“ sei.

### „Bemerkenswert“

„Jedes Stück für sich genommen ist eigentlich nichts Besonderes“, sagte Oliver Schreiber vom Bundesdenkmalamt am Freitag zum STANDARD. „Aber die Summe macht's aus. Es ist bemerkenswert, dass es so etwas noch gibt.“

Im November 2010 beauftragte Wohnbaustadtrat Ludwig das Wien Museum mit einer Einschätzung, ob ein musealer Gedenkraum umsetzbar ist. Vor einer Woche erfuhr Wolfgang Hafer das Ergebnis: „Die Expertise hat ergeben, dass die gegenständliche Wohnung atypisch für den historischen Wiener Gemeindebau ist.“ Eine Nutzung der Wohnung als Museum wird als „nicht geeignet eingeschätzt“. Die Gründe: Zu hohe Kosten, außerdem

würden die Gegenstände überwiegend „aus der Zeit nach dem Auszug von Hugo Meisl stammen“. Was freilich im Gegensatz zur Ansicht des Bundesdenkmalamtes steht. „Zu 75 Prozent“, hieß es in dessen Expertise, sei die Wohnung so ausgestattet, wie „Hugo Meisl sie von 1930 bis 1934 bewohnte“.

Die endgültige Räumung der Wohnung wurde mit 31. März 2011 angesetzt. Hafer will weiter um den Nachlass seines Großvaters kämpfen. Notfalls will er eine Stiftung gründen, die die Wohnung übernehmen könnte.

Der österreichische Fußballbund (ÖFB) hat inzwischen angekündigt, „alles dazu beizutragen, dass schützenswerte Teile der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden“. Auch das Wien Museum will wertvolle Objekte des Nachlasses übernehmen – wenn möglich gratis. „Eine Garantie, die Dinge dann tatsächlich auszustellen, habe ich bislang aber nicht bekommen“, sagt Hafer. Seine Sorgen sind nicht ganz unbegründet: Im Depot lagern eine Million Objekte, das Wien Museum stellt zurzeit gerade einmal 2500 Exponate aus.

### WIR MIGRANTEN

## Aus allen Teilen der Donaumonarchie

**STANDARD-Redakteurin Petra Stuiber über ihre ungarisch-tschechischen Wurzeln.**

Den größten Blödsinn seines Lebens machte der Nikodem-Opa, Vater meiner Mutter, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Damals fragte ihn ein ansässiger Bauer, ob er nicht die halbe Seite des Neufelder Sees haben wolle, das Mähnen sei ihm zu mühsam. Darauf der Nikodem-Opa, Schulwart, Rettungsfahrer und Stolz der Pottendorfer Fußballmannschaft: „Und was soll ich mit einer sauren Wiese?“ Hätte er damals einfach „Ja“ gesagt – wir schwämmen im Geld.

So war er, der Opa. Sein Unvermögen, die Zukunft zu planen, rührte aus der Not seiner Kindheit, immer gerade den nächsten Tag irgendwie überleben zu müssen. Bettelarmer Wanderarbeiter waren die Nikodems, die vor Generationen wahrscheinlich aus dem Raum Thessaloniki „rübergekommen“ sind.

In Pottendorf an der Wiener Neustädter Bahnlinie trafen sich seit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert Migranten aus allen Teilen der Donaumonarchie, um in der dortigen Spinnerei und Weberei Glück und Auskommen zu finden. Der Nikodem-Opa ehelichte folgerichtig die gelernte Schneiderin Balázs Ilona, die mit Eltern und neun Geschwistern aus der Umgebung von Pest gekommen war.

Der Überlebenskampf der Nikodems und Balázs war, zumindest in den Anfangsjahren, brutal. So gab es kaum ein Selbstbewusstsein für die eigene Herkunft. Meine Großmutter brachte meiner Mutter kein Ungarisch bei, und als ich auf die Welt kam, hatte sie bis auf ein paar Brocken alles vergessen.

Auch die Migrationsgeschichte meiner Ahnen väterlicherseits war der Familie lange kaum eine Erwähnung wert. Bis die Kubiena-Oma knapp vor ihrem Tod eine riesige Schachtel mit uralten Fotografien wiederfand und die tschechische Linie ans Tageslicht kam.

Mein Urgroßvater Ferdinand Kubiena stammte aus Frýdek-Místek in Nordmähren und übte die Profession des Bierbrauers aus.

Für die gab es, erstaunlich genug, offenbar nicht genügend Arbeit, und so ging Ferdinand zunächst nach Blumau, Südtirol, wo er eine „Hiesige“ ehelichte und ein stattliches Vermögen machte, das im Zuge der großen Wirtschaftskrise in den 20er-Jahren gleich wieder verloren zu gehen drohte. Sein Prokurist stellte ihm eine lukrative Geschäftsübernahme durch einen Bekannten in Aussicht und erbot sich, den Deal auch gleich selbst abzuwickeln.

Urgroßvater hatte das Talent, den falschen Leuten zu vertrauen (was er vererbte), der Prokurist verschwand auf Nimmerwiedersehen mit dem urgroßväterlichen Vermögen in der Tasche. Und der Mähre Ferdinand Kubiena landete mit Sack, Pack und Familie im Pottendorfer Ortsteil Landegg, um die dortige Wirtschaftsbrauerei zu übernehmen. Der Rest ist Familiengeschichte.

## Präsident gibt Luxus-Geschenk reuig zurück

Walter Müller

**Graz** – Vollbremsung und Retourgang. Der mit einer „Dienstwagen-Affäre“ unter Druck gekommene steirische Wirtschaftskammerpräsident Ulfried Hainzl stornierte am Freitag das geplante Autogeschenk des Toyota-Generalimporteurs Frey, gab den umstrittenen Dienstwagen der Lexus-Luxusklasse zurück und stellte ihn wieder in die Auslage seines eigenen Autohauses Winter in Graz. Hainzl zum STANDARD: „Ich habe einen Denkkzettel bekommen und aus der Geschichte gelernt.“

Hainzl war öffentlich und auch kammerintern schwer in Kritik geraten, weil er sich selbst als Präsident auf Kammerkosten (80.000 Euro) einen Lexus als Dienstauto aus seinem eigenen Unternehmen, das Lexus-Toyota vertreibt, angeschafft hatte. Nachdem ruckbar und offenbar wurde, dass er einen „Ladenhüter“ an die Kammer losgeworden ist, meldete sich der Wiener Importeur Frey mit dem Angebot, er werde für Hainzl das Auto übernehmen und es dem Präsidenten gratis als Dienstauto zur Verfügung stellen. Damit dieser wie gewünscht „einen Lexus fahren kann“. Der PR-Coup ging aber nicht auf. Der Präsident versank noch tiefer in die Affäre. Hainzl: „Natürlich ist mir bewusst geworden, dass wann immer ich mit diesem Auto aufgetaucht wäre, es eine Belastung gewesen wäre. Ich wäre dieses Thema nie mehr losgeworden.“ Daher Tabula rasa. Der Dienstwagen werde künftig mit einem Kostenrahmen – wie in der Landesregierung – mit 50.000 Euro limitiert. An der Ausschreibung werde sich sein Autohaus nicht mehr beteiligen.

Hainzl hofft, die Sache mit diesem Schwenk ad acta gelegt zu haben. Es könnte aber auch, darauf deutet die Stimmung in der Führungsspitze der Kammer hin, der Beginn einer ernsthaften Personaldebatte werden. Vor allem Hainzls Aussage, dass er als Präsident – ein Ehrenamt – ohnehin nur 5900 Euro brutto bekomme, löste zusätzlich erboste Reaktionen aus. Tausende Kleinunternehmer müssten oft mit weit weniger auskommen, hieß es kammerintern.

Borjana Ventiszlavova



**Ich will in einer Welt leben, in der kein Mensch illegal ist, weder Grenzen noch Nationen existieren, jede/r das Recht auf Bewegungs- und Niederlassungsfreiheit hat.**

## Bayrischer Frust: Passau will zu Oberösterreich

**Linz/Passau** – Aus Frust über die Regierung in München fordern bayerische Landtagsabgeordnete jetzt offen die Angliederung an Österreich. Die Empörung hat ein Gutachten des in Bayern eingesetzten „Zukunftsrats“ verursacht. Das Gremium hatte vorgeschlagen, sich bei Investitionen auf die Ballungsräume zu konzentrieren. Ländliche Regionen sollten von der Landesregierung abgekoppelt werden. Der Stadt Passau wird empfohlen, sich künftig stärker in Richtung Österreich zu orientieren. Die Großstädte München, Nürnberg, Augsburg, Würzburg, Regensburg und Ingolstadt sollen hingegen zu „Leistungszentren“ ausgebaut werden.

Die Reaktionen in der Dreiflüsse-Stadt fielen entsprechend aus. „Das ist ein gewaltiger Schlag gegenüber den Bemühungen, alle Landesteile den Möglichkeiten nach gleich zu entwickeln. Für mich wäre es kein Problem, zu Oberösterreich zu gehören“, reagiert etwa der Passauer CSU-Abgeordnete Konrad Kobler empört. Als Vorbild für eine mögliche oberösterreichisch-bayrische Ehe könnte übrigens der Gesundheitsbereich dienen, denn seit 2007 kooperieren die Krankenhäuser der Grenzstädte Simbach (Bayern) und Braunau (Oberösterreich) erfolgreich. (APA, mro)

# Steiermark: Zittern um den Gratis-Kindergarten

KP und Grüne fürchten das Aus des Gratis-Kindergartens im Zuge des Sparkurses der Regierung. Die SPÖ will sich nicht festlegen und verteidigt die Wiedereinführung des Angehörigen-Regresses als „gelebte Umverteilung“.

Colette M. Schmidt

**Graz** – Kaum konnten sich die Eltern in der Steiermark über den Gratis-Kindergarten für alle Dreis- bis Sechsjährigen freuen, droht diesem aufgrund des Sparkurses der Landesregierung schon wieder das Aus. Denn in der Steiermark gibt es für ausnahmslos alle

Ressorts die Vorgabe, 25 Prozent zu sparen. Bis März müssen die Vorschläge der einzelnen Landesräte für Kürzungen auf dem Tisch der Finanzlandesrätin Bettina Vollath (SPÖ) liegen. Bis dahin will niemand offiziell bestätigen, wo man den Sparstift ansetzt.

Doch dass der Gratis-Kindergarten fallen wird, dafür gab es deut-

liche Vorzeichen im Landtag. Dort brachte die KPÖ im Zuge einer Debatte um die Mindestsicherung einen Antrag ein, der den Ausbau der Kinderbetreuung und ein im Landesgesetz verankertes Recht auf einen Betreuungsplatz absichern sollte. Der aktuelle Grund für die KPÖ, Kinderbetreuung abzusichern, steht im Antrag: „Die Mindestsicherung kann Müttern oder Vätern, die für ihr Kind nach dem dritten Lebensjahr keinen Betreuungsplatz finden, um bis zu 50 Prozent gekürzt werden, weil die Behörde AlleinerzieherInnen in diesem Fall Arbeitsunwilligkeit

unterstellen darf.“ Der KPÖ-Klubchefin und gelernten Pädagogin Claudia Klimt-Weithaler blieb nach eigenen Worten „der Mund offen“, als SPÖ und ÖVP den Antrag gegen Stimmen von KPÖ, FPÖ und den Grünen niederstimmten.

„Weil Zahlen im Begründungstext des Entschließungsantrages nicht korrekt waren“, habe man nicht zugestimmt, heißt es auf STANDARD-Nachfrage aus dem Büro der zuständigen Familien- und Bildungslandesrätin Elisabeth Grossmann (SPÖ). Klimt-Weithaler betont, eine diesbezügliche

Richtigstellung nachgereicht zu haben. Doch SPÖ-Klubchef Walter Kröpfl sieht im STANDARD-Gespräch „sowieso keinen Grund, diesem populistischen Antrag zuzustimmen“. Schließlich sei man beim Ausbau der Betreuungsplätze auf gutem Weg.

Im Büro Grossmann gibt man zu, dass „nun der Gratis-Kindergarten wie jede andere Leistung des Landes durchleuchtet wird“.

Die Klubobfrau der Grünen, Ingrid Lechner-Sonnek, kritisiert, dass man auch im Sozialbereich eine Kürzung von 25 Prozent durchziehen will: „Die SPÖ gibt in der sogenannten Reformpartnerschaft mit der ÖVP Schritt für Schritt alles auf, wofür sie einmal gestanden ist.“

**„Hundstorfer soll klagen“**

Die Landesregierung will auch als einziges Bundesland den Angehörigen-Regress bei Sozialhilfeempfängern wieder einführen. Den Vorschlag der Grünen, dies verfassungsrechtlich prüfen zu lassen, stimmten SPÖ und ÖVP zuletzt auch nicht. Auch die Ankündigung von Sozialminister Rudolf Hundstorfer (SPÖ), gegen den Steirer-Regress Einspruch oder eine Verfassungsklage einzubringen, weil dieser eine Vereinbarung mit dem Bund bricht, beeindruckt Kröpfl nicht: „Der Herr Minister soll uns ruhig klagen. Ich bin sicher, dass wir recht bekommen.“ „eh erst Leute mit einem Einkommen von 1500 Euro netto“. Das sei „gelebte Umverteilung“.

**SCHWERPUNKT: Rot-Schwarz rückt näher zusammen**

## Grazer SPÖ kommt langsam aus der Krise

Chef des Joanneum Research soll Grazer Rote aus Chaos holen – Gerüchte um Koalitionswechsel

Walter Müller

**Graz** – Die Landesspitze der steirischen Roten hatte dieser Tage einen Ballon gestartet. Während des Neujahrsempfanges der Partei ließ – angeblich war es Chef Franz Voves selbst – einen Namen fallen: Edmund Müller.

Der Geschäftsführer der steirischen Forschungsstätte „Joanneum Research“ sei ein heißer Kandidat für den Vorsitz der Grazer SPÖ. Tags darauf ging ein Raunen durch Graz.

Die Stadt-SPÖ ist seit gut sechs Monaten führungslos. Seit der Parteikrise Mitte 2010 hatte Finanzlandesrätin Bettina Vollath nebenbei die Stadtgeschäfte geführt, vor Ort im Rathaus hatte der

langgediente SP-Politiker Karl-Heinz Herper als Klubchef und Kulturstadtrat den Apparat zusammengehalten.

Der Ballon ist jedenfalls gut gelandet. Die von der Landespartei befürchteten Stürme im unberechenbaren Graz sind ausgeblieben. Gewerkschaftsboss Horst Schachner ließ erkennen – nachdem er ein intensives Gespräch mit Landeshauptmann und Parteichef Voves geführt hatte –, dass er ohnehin kein Interesse an der Führung der Partei habe. Er war von Gewerkschaftskreisen als Gegenkandidat ins Spiel gebracht worden. Auch Schachner wurde bewusst, dass eine nochmalige Kampfabstimmung wie im Frühsommer 2010 die Partei nicht

mehr verkraftet hätte. Damals hatte Ex-Stadträtin Elke Edlinger den amtierenden Parteichef Wolfgang Riedler auf einem Parteitag herausgefordert. Und knapp gewonnen. Die Partei war aber durch den Streit hoffnungslos in zwei Lager zerfallen, sodass Voves die Notbremse zog und beide zum Rücktritt verpflichtete. Riedler werkt heute im Landesdienst, Edlinger ist arbeitslos.

Am Montag wird Müller (55) erstmals, nachdem der Boden vorsichtig aufbereitet wurde, den sensiblen Grazer Gremien als neuer Hoffnungsträger präsentiert werden. Und in einem Aufwaschen soll auch gleich über ihn abgestimmt werden. Müller hat den Vorteil, keinem Lager zugerechnet

zu werden. Der eloquente Wirtschaftsfachmann ist bisher in der Partei nicht aufgefallen und zählt auch nicht zur Grazer Seitenblickszene.

Mit Müller werden jetzt auch Gerüchte genährt, Bürgermeister Siegfried Nagl könnte in einer Blitzrochade statt der anstrengenden Grünen die SPÖ als Regierungspartner an seine Seite holen. Grünen-Vizebürgermeisterin Lisa Rücker glaubt nicht daran, und auch aus der Stadt-ÖVP kommen Signale, dass die ÖVP keinesfalls zu den Roten wechseln werde. Als Indiz, dass sich dennoch was anbahnen könnte: Die ÖVP stimmte, mit der SPÖ und gegen den grünen Regierungspartner, für ein neues Bürgerbefragungsmodell.



**Lisa Rücker, Grünen-Vizebürgermeisterin, glaubt nicht, dass die ÖVP aus der Koalition abspringen könnte.**  
Foto: Newald



**Siegfried Nagl, Grazer ÖVP-Bürgermeister, schweigt noch zu den Gerüchten, dass er zu den Roten wechseln könnte.**  
Foto: Philipp



**Edmund Müller, Chef der Forschungsstätte Joanneum Research, gilt als Hoffnungsträger der Grazer SPÖ.**  
Foto: Joanneum



**Franz Voves, steirischer SPÖ-Landeshauptmann, hat den Boden für eine neue Führung im sensiblen Graz aufbereitet.**  
Foto: Utri



**Claudia Klimt-Weithaler blieb ob des SP-Abstimmungsverhaltens in Sachen Kinderbetreuung der „Mund offen“.**  
Foto: Hendrich

Borjana Ventislarova



**Demokratie ist kein Golfclub. Demokratie heißt, dass alle Menschen das Recht haben, für sich und gemeinsam zu befinden, wie sie miteinander leben wollen. Wenn Integration irgendetwas bedeutet, dann doch nur, dass alle drinstecken!**

# Die Flut der fremden Fußlummel

Mit dem englischen Fußball, der in deutschen Landen als „Fußlümmelei“ willkommen geheißen wurde, begann auch die ballesterische Wanderung, eine sportlich sublimierte Geschichte der Migration.

Wolfgang Weisgram

Begeben hat alles eigentlich ganz harmlos: als „spleen“. Und so lange die britischen Gentlemen diesen Spleen hinter den blickdichten Planken ihrer Enklaven pflagten, war auch nichts dagegen zu sagen. Allerdings hatten diese Planken auch Astlöcher, und vor diesen drängten sich pubertierende Buben, die in der bedauerlichen Testosteron-Anschwemmphase diesen Spleen irriterweise für cool, wenn nicht gar für geil ansahen.

Und so begann der Lederball um den Erdball zu laufen: als Nebenprodukt einer forcierten Globalisierung, welche die Zeitgenossen nicht ganz zu Unrecht den Imperialismus nannten. Das Imperium war das britische. Und überall, wo Briten hinkamen – überall also – hingien die Buben an den Planken, wo sie emsig versuchten, sich einen Reim darauf zu machen. Da verspielt, dort kämpferisch, wieder woanders taktisch raffiniert. So entstanden dann die unterschiedlichsten Spielstile.

An diesem Punkt – an dem der Spleen sich als Virus einer sich abzeichnenden Pandemie erwies – regte sich wahrscheinlich überall auf der Welt auch der Widerstand. Jedenfalls war es in Kontinentaleuropa so, wo viele einen Impfstoff suchten für die „englische Seuche“. In deutschen Landen sprach man voll Abscheu von der „Fußlümmelei“, in Wien mussten die Buben sich Bärte ankleben, um schulischer Bestrafung zu entgehen.

Der Widerstand war zwecklos. Die Überfremdung geschah bis hinein in die Sprache. Der „Corner“ wurde ebenso geläufig wie

das „Goal“, man sprach von „Backstoß“, „Outenwurf“ und „Centerhalf“. Und „Foul“ war keineswegs das, wonach es klang. Ganz im Gegenteil.

Dazu kam dann innerhalb kürzester Zeit das Unvermeidliche, wenn man will: der Familiennachzug. Schon in der frühesten Frühzeit ballesterischer Umtriebe taten sich auch oder vor allem leibhaftige Fremdländer hervor. Diesbezüglich sei nur erinnert an Magnus Douglas Nicholson, der im Jahr 1897 nach Wien kam, bei der Vienna (Vienna!) klickte und schon im Jahr darauf den österreichischen Fußballbund (ÖFB) als „Comité zur Veranstaltung von Fußball-Wettspielen“ ins Leben rief. 1914 gründete sich dann sogar ein den Engländer verherrlichender FC Nicholson, der sich 1933 aus Gründen der geografischen Zuordenbarkeit bei internationalen Begegnungen in FC Wien umbenannte.

Den Engländern war in Football-Angelegenheiten das Missionieren fremd. Diesbezüglich hegen sie – zu ihrem eigenen Schaden – die Überzeugung, niemand außer ein Engländer beherrsche dieses Spiel wirklich. Ihre Adepten sahen das nicht so eng. Den Süden des europäischen Kontinents missionierten, was gerne vergessen wird, die Schweizer, die wegen ihrer von Engländern gern besuchten Internate schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts dem Fußball verfallen waren.

Nicht bloß der FC Barcelona war eine Schweizer Gründung, weshalb die Katalanen bis heute in den Farben des FC Basel auftreten. Auch Inter Mailand trägt eine eidgenössische Handschrift, die ausdrücklich – deshalb Internationale – gegen die Mutter, den italienischstämmigen AC Milan polemisierte.

Man tut heute zuweilen so, als wäre das sogenannte „Legionärs-Unwesen“ – das ballesterische Mi-

grieren um buchstäblich jeden Preis – ein hochmodernes, dem neokapitalistischen Niederreißen jeder Regelung geschuldetes Phänomen, das man gerne auch der EU ans Zeug flickt unterm Genrebegriff „Bosman“. Das Gegenteil allerdings ist der Fall. Legionäre außerhalb von England gibt es, seit es den Fußball außerhand gibt. Und auf dem Kontinent erst recht.

Was ungarische Legionäre für den Wiener Fußball bedeuteten, ist hinlänglich bekannt: ohne die Brüder Jenő und Kálmán Konrád oder Alfred Schaffer – von dem man sagte, er spiele in jeder Währung – hätte es keine „Wiener Schule“ gegeben. Wenig später migrierten die Österreicher bis weit nach dem Zweiten Krieg ins aufnahmebereite Frankreich, wo das Lernen von den Fremden seit Beginn an gang war und gäbe auch. Erster französischer Meister wurde 1906 ein Klub aus Marseille: Stade Hévétique. Es geigten: ein Engländer und zehn Schweizer.



## KURZ GEMELDET

### Melzer im Doppel für Baghdatis aufgewärmt

**Melbourne** – In der 10.000 Zuseher fassenden Hisense-Arena, nach der Rod Laver Arena (15.000) der zweitgrößte Schauplatz der Australian Open, müht sich Jürgen Melzer am Samstag gegen den Zypriener Marcos Baghdatis um den erstmaligen Einzug ins Achtelfinale. Im Doppel hat dies der Niederösterreicher mit dem Deutschen Philipp Petzschner schon geschafft. Das Duo schlug Petzschners Landsleute Michael Berrer / Florian Mayer 6:3, 6:1. Dem Damenbewerb kamen zwei Stars abhanden. Venus Williams (USA/4) gab gegen die Deutsche Andrea Petkovic verletzt auf. Vorjahresfinalistin Justine Henin (BEL/11) unterlag der Russin Swetlana Kusnezowa. (red)

### Dortmunds Klopp wartet auf das perfekte Spiel

**Dortmund** – Den Meistertitel hat Dortmund in der deutschen Bundesliga mit zwölf Punkten Vorsprung fast in der Tasche, vom perfekten Spiel, sagt Borussia-Trainer Jürgen Klopp, sei sein Team aber noch weit entfernt. Vielleicht gelingt's aber schon am Samstag daheim gegen Stuttgart. Den am stärksten eingeschätzten Verfolgern, Titelverteidiger FC Bayern und Leverkusen, bleiben nur Hoffnungen und Pflichtsieg. (red)

### Noch zwei WM-Aufgaben für Österreichs Handballer

**Kristianstad** – „Es ist sehr viel gegen uns gelaufen bei diesem Turnier“, sagte Viktor Szilagyi, Kapitän der österreichischen Handballer, nach der die Vorrunde der WM in Schweden abschließenden 30:32-Niederlage gegen Ungarn. Am Wochenende geht es für das ÖHB-Team in Kristianstad um die Plätze 17 bis 20. Am Samstag, gegen Tunesien und am Sonntag gegen den Sieger aus Slowakei gegen Rumänien. Szilagyi: „Für uns sind diese Spiele auch eine Vorbereitung auf die EM-Qualifikation, wir haben noch etwas vor.“ Im ersten Hauptrunden-Heuler am Samstag (18.10, ZDF) stehen die nach der Vorrunde punktlosen Deutschen gegen die bisher makellosen Isländer schwer unter Druck. (APA)

### Vanek jubiliert, Nödl führt, Grabner trifft

**Boston** – Thomas Vanek setzte am Tag nach seinem 27. Geburtstag einen Karrieremeilenstein in der nordamerikanischen Eishockeyliga (NHL). Der Steirer erzielte beim 4:2 der Buffalo Sabres in Boston sein 200. NHL-Tor. Auf immerhin zwölf Treffer erhöhte Michael Grabner seine Saisonausbeute, allerdings unterlag der Kärntner mit den New York Islanders den Washington Capitals 1:2. Der Wiener Andreas Nödl führt mit den Philadelphia Flyers, die daheim die Ottawa Senators 6:2 besiegten, die Liga alles in allem an. (red)

## GANZ KURZ

### TERMINE

**Biathlon/Weltcup**, Antholz, SAMSTAG: Massenstart HERREN (15.30); SONNTAG: Staffel (14.45, je ZDF)  
**Eishockey/Ebel**, 41. Runde, SONNTAG: Zagreb – Vienna Capitals (Servus TV), VSV – Linz, Graz – Salzburg, Ljubljana – Jesenice, Fehervar – KAC (je 18)  
**Football/NFL**, Conference-Finals, SONNTAG: Chicago Bears – Green Bay Packers, Pittsburgh Steelers – New York Jets (ab 21, Puls 4)  
**Nordische Kombination / Weltcup**, Chaux-Neuve, SAMSTAG (Springen: 13, ORF eins und Langlauf: 15.30, ZDF); SONNTAG (16.45, ZDF)  
**Pferdesport/Traben**, Krieau, SONNTAG (14)  
**Ski alpin/Weltcup**, Cortina, DAMEN: SAMSTAG: Abfahrt (10); SONNTAG: Super-G (11.30, je ORF eins)  
**Ski alpin/Weltcup**, Kitzbühel, HERREN, SAMSTAG: Abfahrt (11.30); SONNTAG: Slalom plus Kombinationswertung (10.15 und 13.15, jeweils ORF eins)  
**Skispringen/Weltcup**, Zakopane, SAMSTAG (16.30) und SONNTAG (14.45, jeweils ORF eins)  
**Snowboard/WM**, La Molina, SAMSTAG, Slopestyle (13.50, ORF eins)  
**Tennis / Australian Open**, Melbourne, SAMSTAG (9, mit Melzer – Baghdatis); SONNTAG (9, je Eurosport)

### FUSSBALL

**Deutschland/Bundesliga**, 19. Runde, SA: Bayern – Kaiserslautern, Freiburg – Nürnberg, Mainz – Wolfsburg, Hannover – Schalke, Dortmund – Stuttgart (alle 15.30), Köln – Bremen (18.30); SONNTAG: Gladbach – Leverkusen (15.30), Hoffenheim – St. Pauli (17.30)  
**Spanien/Cup**, Viertelfinale, Rückspiel: Atlético Madrid – Real Madrid 0:1 (Hinspiel 1:3) – Real weiter

### SKI ALPIN

**Kitzbühel/Weltcup/HERREN/Super-G**  
 1. Ivica Kostelic (CRO) 1:17,33  
 2. Georg Streitberger (AUT) +0,23  
 3. Aksel Lund Svindal (NOR) 0,28  
 4. Didier Cuche (SUI) 0,36  
 5. Romed Baumann (AUT) 0,73  
 6. Silvan Zurbriggen (SUI) 0,74  
 7. Adrien Theaux (FRA) 0,89  
 8. Tobias Grünenfelder (SUI) 0,94  
 9. Hannes Reichelt (AUT) 0,97  
 10. Bode Miller (USA) 1,07  
 11. Stephan Görgl (AUT) 1,10  
 12. Mario Scheiber (AUT) 1,37

**Gesamt (19)**: 1. Kostelic 826, 2. Svindal 571, 3. Zurbriggen 509, 4. Cuche 473, 5. Raich 434, 6. Walchhofer 433, 7. Baumann 430, 9. Hirscher (alle AUT) 419  
**Super-G (4)**: 1. Streitberger 227, 2. Cuche 179, 3. Baumann 163; 5. Walchhofer 149

### Cortina/Weltcup/DAMEN/Super-G

1. Lindsey Vonn (USA) 1:11,66  
 2. Anja Pärson (SWE) +0,43  
 3. Anna Fenninger (AUT) 0,47  
 4. Julia Mancuso (USA) 0,60  
 5. Lara Gut (SUI) 0,62  
 6. Andrea Fischbacher (AUT) 0,82  
 7. Fabienne Suter (SUI) 0,82  
 8. Leanne Smith (USA) 0,85  
 9. Maria Riesch (GER) 0,86  
 10. Nicole Hosp (AUT) 0,87  
 11. Margret Altacher (AUT) 1,14  
 12. Elisabeth Görgl (AUT) 1,92

**Gesamt (20)**: 1. Riesch 1052, 2. Vonn 927, 3. Poutiainen (FIN) 580, 4. Görgl 566; 7. Schild 431, 10. Fenninger 360, 14. Hosp (alle AUT) 305  
**Super-G (3)**: 1. Vonn 280, 2. Riesch 149, 3. Gut 145, 6. Fenninger 110, 7. Pärson 92, 8. Fischbacher 85

### TENNIS

**Melbourne / Australian Open**, 18,5 Mio. Euro, HERREN, 3. Runde: Federer (SUI/2) – Malisse (BEL) 6:3, 6:3, 6:1, Djokovic (SRB/3) – Troicki (SRB/29) 6:2 w.o., Berdych (CZE/6) – Gasquet (FRA/28) 6:2, 7:6 (3), 6:2, Roddick (USA/8) – Haase (NED) 2:6, 7:6 (2), 6:2, 6:2, Verdasco (ESP/9) – Nishikori (JPN) 6:2, 6:4, 6:3, Almagro (ESP/14) – Ljubicic (CRO/17) 6:4, 7:6 (8), 6:3, Wawrinka (SUI/19) – Monfils (FRA/12) 7:6 (4), 6:2, 6:3 AF: Berdych – Verdasco, Almagro – Djokovic, Roddick – Wawrinka, Robredo (ESP) – Federer  
**DOPEL**, 2. Runde: Melzer/Petzschner (AUT/GER/6) – Berrer/Mayer (GER) 6:3, 6:1, Kubot/Marach (POL/AUT/4) – Groth/Jones (AUS) 6:1, 6:3  
**DAMEN**, 3. Runde: Wozniacki (DEN/1) – Cibulkova (SVK/29) 6:4, 6:3, Petkovic (GER/30) – V. Williams (USA/4) 1:0 w.o., Schiavone (ITA/6) – Niculescu (ROM) 6:0, 7:6 (2), Asarenka (BLR/8) – Scheepers (RSA) 6:3, 6:3, Li Na (CHN/9) – Strycova (CZE) 6:2, 6:1, Kusnezowa (RUS/23) – Henin (BEL/11) 6:4, 7:6 (8), Scharapowa (RUS/14) – Görges (GER) 4:6, 6:4, 6:4, Sevastova (LAT) – Manasjewa (RUS) 6:1, 6:3 AF: Wozniacki – Sevastova, Kusnezowa – Schiavone, Petkovic – Scharapowa, Li Na – Asarenka

## Motivierende Erleuchtung

Niederländische Forscher behaupten, dass bläuliches Licht beim Lernen hilft. Lob gilt auch als guter Motivator – nicht nur bei Kindern.

Gudrun Springer

### Frage: Was hilft beim Lernen?

**Antwort:** Interesse am Lehrstoff, genügend Pausen, ausgeschlafen sein, nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig gegessen zu haben, Abwechslung und noch andere bekannte Faktoren. Es gibt aber auch neue Lern-Erkenntnisse: So behaupten niederländische Forscher, dass hellblaues Licht beim Lernen helfe. Schüler könnten sich bei entsprechender Beleuchtung demnach besser konzentrieren.

### Frage: Was motiviert Erwachsene bei der Arbeit?

**Antwort:** Erwachsene sind da nicht viel anders als Kinder: Einen Motivationsschub kann

zum Beispiel Lob bringen. Lob vom Chef beugt einer Studie zufolge zudem psychischen Problemen wie dem Burnout vor.

### Frage: Was ist ein Burnout?

**Antwort:** Das Wort Burnout ist englisch für Ausbrennen. Der Sammelbegriff steht für einen emotionalen, geistigen und körperlichen Erschöpfungszustand durch Überarbeitung und Überforderung.

### Ö1-KINDERUNI



präsentiert von DER STANDARD

Die nächste Ö1-Kinderuni am Sonntag um 17.10 Uhr widmet sich dem Thema „Was machen Bakterien im Essen? Warum sie gut und schlecht für uns sein können“. Am Samstag im

oe1.orf.at  
www.kinderuni.at

# Schädlinge unter Zugzwang

Milliarden von Tieren sind Migranten. Sie schleppen bei ihren Wanderungen alle möglichen Parasiten und Krankheitskeime mit. Eine neue Studie gibt einen Überblick über die Risiken, die sich dadurch für Tier und Mensch ergeben.



Abermillionen Monarchfalter fliegen von Nordamerika nach Mexiko. Parasitenbefall verkürzt ihre Reisen.

Foto: Reuters

**Washington** – Die Wanderungsbewegungen von Zugvögeln und anderen tierischen Migranten ist mittlerweile gut erforscht. Auch über alle möglichen Tierkrankheiten und Parasiten weiß man eine ganze Menge. Noch relativ wenig Literatur gibt es allerdings zur Schnittmenge der beiden Forschungsbereiche.

Was passiert, wenn Tierriganten Parasiten im Gepäck haben? Breiten die sich weiter aus und stellen sie womöglich auch eine Gefahr für den Menschen dar? Solche Fälle scheint es tatsächlich zu geben: Vermutet wird etwa,

dass ein Ausbruch des Ebolafiebers in der Demokratischen Republik Kongo im Jahr 2007 auf die Migration einer Fledermausart zurückgegangen sein könnte, die das Virus übertrug.

Drei Ökologinnen der Universität in Georgia haben nun die wichtigste Literatur zum Thema zusammengetragen und auch selbst Fallstudien durchgeführt – und kommen in der aktuellen Ausgabe von *Science* (Bd. 331, S. 296) zu mitunter erstaunlichen Ergebnissen: Sie bestätigen zwar, dass Tiere unter Zugzwang zur Ausbreitung von Parasiten und Krankhei-

ten beitragen können. Doch auch das Gegenteil der Fall.

So können migrierende Tiere einerseits aus ihrem infizierten Lebensraum flüchten. Andererseits tun sich befallene Tiere bei ihren Migrationen schwer und fallen der natürlichen Selektion zum Opfer. Der nordamerikanische Monarchfalter beispielsweise, der jährlich tausende Kilometer nach Mexiko und wieder zurück pendelt, kann durch Parasiten beim Fliegen massiv behindert werden, und je weiter es die Tiere in den Süden schaffen, desto weniger waren sie infiziert. (tasch)

## Wie ein umgesiedelter Orientale Europa gründete

Vergil schuf mit der Aeneas unseren Kontinent als psychopolitischen Raum für Verlierer mit dem Wunsch nach einer zweiten Chance

Peter Sloterdijk

In psychopolitischer Hinsicht ist Europa – das wissen wir alle – für die meisten seiner Bewohner noch immer ein zu großer Mantel. Als Vaterland ist es noch eine zu weite, zu offene, zu unheimliche Figur. Das europäische Gewand sitzt uns noch nicht wie angegossen, noch sind wir nicht wirklich in das neue politische Format hineingewachsen. Ohne Zweifel hat das damit zu tun, dass wir nolens volens allesamt noch Kinder des Nationalzeitalters sind. Nationalmenschen sind Individuen, die ein langes Training durchlaufen haben, um in einer politischen Großform vom Umfang einer Nation zu Hause sein zu können. Auch diese Aufgabe bedeutet für Menschen, die vom Dorf kommen, eine enorme Wachstumsleistung – und da wir alle irgendwie vom Dorf kommen und in gewisser Weise eine grüne Vergangenheit haben, ist auch schon der Einzug in die Stadt, der Übergang in den Lebens- und Ambitionsraum der Nation, ein nahezu unabsehbares Projekt. Das lässt sich nicht zu zuletzt am Ferienverhalten der Europäer ablesen, die in periodisch wiederkehrenden Krisen mit aller Macht ins Grüne zurückstreben. Der „Mantel“, das heißt die psychopolitische Hülle, wird als ein zu großer empfunden, wenn, um technisch zu reden, die effektive Überlebens-



Peter Sloterdijk, Philosoph und Essayist.

Foto: Th. Peter / Reuters

möglich, wünschenswert, plausibel und attraktiv erläutern könnte, sofern wir uns ihn wieder in der richtigen Weise aneignen. Wir besitzen ihn in Gestalt der ersten echt europäischen oder besser eurigen Erzählung, wie sie in der Ära des Caesars Augustus erstmals vorgetragen worden ist.

Ihr Erzähler ist der Dichter Vergil, der zu seiner Zeit schon vor der Verlegenheit stand, mit seinen Landsleuten, den von Erinnerungen an den Bürgerkrieg geplagten und von den Aufgaben der Reichsverwaltung überforderten Römern, etwas Vernünftiges anzufangen. Auch damals gab es bereits ein semidepressives Großkonstrukt, das später Imperium Romanum heißen sollte – eine politische Großform, die um das ganze Mittelmeer reichte, gleichsam die ganze damals bekannte und bewohnte Welt.

Keiner von den Erben des Reiches wusste damals so recht, wie man mit einer riesenhaften Machtmaschine dieses Umfangs umzugehen hat, und niemandem unter den Bodenständigen war klar, wie man unter einem so weiten Dach leben soll. Man kann so weit gehen zu behaupten, dass traditionell denkende Römer dieses sogenannte Imperium zunächst überhaupt nicht gewollt haben können. In Wirklichkeit war das Römische Reich nur als ein Nebenprodukt des überspannten Sicherheitsbedürfnisses italienischer Bauern und Großgrundbesitzer entstanden, jener Klasse schlagkräftiger Biedermänner, die sich einbildete, die Sicherheit Latiums oder Italiens müsse an den Felsen von Gibraltar und an der Mündung des Nils oder des Euphrats verteidigt werden.

Jetzt hatte man mit einem Mal die imperiale Beschörung, und keiner von den Römern vor Augustus wusste, was man mit der Herrschaft über die Länder des „Erdkreises“ anfangen sollte. In dieser Situation hat Vergil den Römern ihren Mythos geschenkt – und mit den Römern zugleich den Römer-nachfolgern, den Europäern – ich komme auf das Motiv der Rom-

Nachfolge gleich zurück. Vergil erzählt die Geschichte eines Mannes aus dem Osten, der eines Tages im Westen das Imperium erfindet.

Wovon ich spreche, ist offenkundig – die Rede ist von Aeneas, dem trojanischen Fürstensohn, der sich überdies einer Abstammung von Venus rühmen darf. In der Wahl dieser Figur ist schon die ganze Botschaft vom Wesen und Charakter Europas enthalten. Der erste Europäer ist der Verlierer aller Verlierer, ein Mann aus einem untergehenden Reich im Osten, ein Flüchtling, der, als er den Kurs nach Westen und ins neue Leben wählt, eine brennende Stadt im Rücken hat. Man kann diesen Umstand nie genug betonen: Der Gründungsheld des vergilischen Europa ist keineswegs von Anfang an ein Triumphator, er ist kein massiver Heros, sondern eine gebrochene Gestalt, ein Besiegter, der aufgrund göttlicher Ratschlüsse den Weg von Kleinasien nach Italien finden sollte. Ich will nicht so weit gehen zu sagen, dass der erste Europäer ein Türke war, aber er war ein umgesiedelter Orientale, er war ein Mann, der aus der Niederlage kam, um einen neuen Anlauf zu versuchen.

### Flüchtling, nicht Deserteur

Halten wir fest, als Flüchtling wurde er zum ersten Europäer, als Heimatvertriebener, als Verlierer – freilich auch als Geretteter. Europa beginnt hier, in der vergilischen Konstruktion, als Flüchtlings- und Zufluchtsmythos. Bedingung für eine solche Laufbahn ist, wie bemerkt, die hoffnungslos brennende Stadt und die Abgeltung der dort zu leistenden Pflichten bis zum bitteren Ende. Vergil macht deutlich, dass Aeneas keinesfalls ein Deserteur ist. Wenn er schon ein Flüchtling werden musste, so doch kein Fahnenflüchtiger. Erst als am Schauplatz der Tragödie schlechterdings nichts mehr zu tun war, durfte er sich den Rückzug erlauben.

Vergessen wir nicht zu erwähnen, dass Aeneas bei seiner Flucht den Westkurs wählte und so die Vorzeichen für eine neue Sinnegebung des Daseins im Westen setzt. Wenn die Europäer die Menschen des Okzidents, des Abendlandes sind, so auch, weil hier die Gegend des Sonnenuntergangs neu bestimmt wird als Schauplatz einer

exemplarischen Regeneration. Aus diesen Beobachtungen ist, wie mir scheint, Folgendes zu lernen: Vergil entwirft Europa als einen psychopolitischen Raum, in welchem sich Verlierer regenerieren. Der Gründungsmythos Europas ist das Evangelium der zweiten Chance. Wo Europa ist, da geschehen Regeneration, Therapien, Rückkehren in den Erfolg und in das gelingende Leben. Daher ist Europa der Incipit-vita-nova-Kontinent par excellence. Dass es auch hier zufriedene Einheimische geben wird, nimmt niemanden wunder.

### Vergils Europa in Amerika

Entscheidend ist aber, dass es hier immer wieder die Neuankömmlinge sind, die Geschichte machen. Ich bin nämlich der Meinung, dass das hier beschriebene primäre Europa, sprich der therapeutische Kontinent, sich heute in die USA verschoben hat. Der Grund hierfür ist leicht zu benennen: Offensichtlich haben die amerikanischen Gründerväter den europäischen Mythos besser verstanden als die Europäer selbst. Sie haben das vergilische Europa über den Atlantik transferiert und dem europäischen Basismythos von der Suche nach der zweiten Chance eine neue Heimstätte gegeben.

Dabei entstand eine Metanation, eine Nation aus Deserteuren aller Nationen, eine therapeutische Allianz aus Verlierern und Suchern, die nach der Ankunft in ihrer neuen Heimat psychodynamisch umgerüstet werden – von Verliererdepressionen auf das (für Nichtamerikaner oft etwas erzwungen wirkende) manische Syndrom der Neo-Optimisten.

Was nun aber das alte und eigentliche Europa angeht, so befindet es sich zur Stunde in einer Übergangsphase, die man mit etwas gutem Willen als schöpferische Krise deuten könnte. Ich muss zugeben, dass ich den Namen Europa bisher eigentlich stets auf illegale Weise verwendet habe, da in Bezug auf den römischen und vergilischen Komplex der traditionelle Ausdruck Okzident oder Abendland korrekter gewesen wäre. Das Europa, das wir kennen, entstand ja erst durch die Ko-

lumbus-Fahrt, und erst dank der Entdeckung der Neuen Welt jenseits des Atlantik verwandelte sich das Abendland in den Subkontinent Europa, den Weltteil, der von nun an zu Recht die Alte Welt heißt.

Die Folge der Entdeckungen des Kolumbus war eine dramatische Westverschiebung des Westens; der diensthabende Westen wurde damals über den Atlantik transferiert, indessen das Weltbild der Europäer insgesamt von der Atlantisierung, der Vollzugsform der terrestrischen Globalisierung, erfasst wurde. Von diesem Zeitpunkt an wandelte sich die Alte Welt zum Basislager für die Weltentdeckung und Welteroberung seitens der seetüchtigen Europäer – zugleich wird dieses nun rechtens sogenannte Europa zum Schauplatz eines riesenhaften biopolitischen Experiments, dessen Ende erst den Übergang in die europäische Gegenwart, die Brüsseler Ära, möglich machte.

Wir haben noch immer Grund, daran zu erinnern, dass von 1500 bis 1945 in diesem Weltteil ein beispielloses Großunternehmen der Menschen überproduktion abgewickelt worden war. Nicht umsonst haben die Hexenverfolgungen diese Epoche eingeleitet. Das jäh verschärfte kirchliche und staatliche Verbot der herkömmlichen populären Geburtenkontrolle sorgte mit einem Mal dafür, dass damals europaweit Verhältnisse entstanden, wie man sie heute eher aus Palästinenserlagern kennt – Geburtenüberschüsse ohne Ende, Überschüsse, die einen maßlosen Menschenverbrauch in der beginnenden Industrieproduktion und einen gewaltigen Menschenexport in alle Himmelsrichtungen ermöglichten und erzwingen.

Dieses obszöne biopolitische Regime liegt gottlob seit mindestens zwei Generationen hinter uns. Seither hat sich Europa mehr und mehr zu einem Kontinent der „unwürdigen Greise“ verwandelt, um einen Ausdruck Bert Brechts zu zitieren.

PETER SLOTERDIJK (64), Kulturwissenschaftler, Philosoph, Essayist. Jüngstes Werk: „Scheint im Denken“, Suhrkamp, Frankfurt 2010

MIGRATION

Die Welt in Bewegung



## „Kühe bei der Öffentlichkeitsarbeit“

Wenn Agrarpolitiker über den Dioxinskandal bei Tierfuttermitteln sprechen, dann immer mit bedrohlichem Unterton. Die Verantwortlichen gehören bestraft, heißt es. Auf der Grünen Messe schert das niemanden.

Johanna Ruzicka aus Berlin

Miriam Kalff kommt selbst mit Mikrofon kaum gegen die Geräuschkulisse an. Auf dem Podium, keine zwanzig Meter von ihr entfernt, wird mit ungeheurem Getöse schaugekocht und dies auf Großbildschirmen überall in der Halle 3.2 dargeboten. Dabei interessiert das, was Frau Kalff vorzustellen hat, auch viele Besucher:

Die schwedische Firma De Laval stellt hier ihr „freiwilliges Melksystem“ vor. Freiwillig deshalb, weil die Kühe ganz von allein in das Stahlgestänge mit etwa eineinhalb Metern Breite und drei Metern Länge trotten. Sie, die Kühe, wissen nämlich: Wenn sie da reingehen, gibt's Kraftfutter. Beim Futtern wird die Kuh gleichzeitig maschinell gemolken. Und anschließend wird die Zitze mit Wasser und Druckluft umspült und dadurch gleichzeitig gereinigt. Das dürfte angenehm sein, weil „das ist das, was normalerweise das Kalb macht. Dies stimuliert die Milchproduktion“, sagt Kalff. Mindestens 90.000 kostet so eine automatische Melkmaschine, die 60 bis 70 Kühe versorgen kann.

### Gläserne Bauernhöfe

Die Halle 3.2 hat „Erlebnis Bauernhof“ zum Thema. Die deutsche Messeleitung der weltgrößten Landwirtschaftsschau hat dieses Motto tierisch ernst genommen. Um 13 Uhr werden Ultraschalluntersuchungen an den Kühen feilgeboten. Ein Tierarzt überprüft, ob „an Gebärmutter und Eierstöcken“ Veränderungen festzustellen sind – wie an der Schaufel („Kühe bei der Öffentlichkeitsarbeit“) vermerkt wird.

Ob die deutsche Agrarministerin Ilse Aigner bei ihrer Eröffnungsrede dies meinte, als sie davon sprach, dass die Bauernhöfe „gläsern“ werden müssen, wenn sie das vom Dioxinskandal zerrüttete Vertrauen der Konsumenten wiedergewinnen wollen? Wann immer Agrarpolitiker auf der Messe das Wort erheben, sprechen sie davon, dass die Verantwortlichen bestraft gehören und Mechanismen gefunden werden müssen, damit derartige Skandale nicht vorkommen können. Seitdem dioxinverseuchtes Schweinefleisch entdeckt wurde, befindet sich der Preis ungebremst im Sinkflug.

### Red Bull: 4,2 Milliarden verkaufte Dosen sorgten 2010 für Rekordjahr

Salzburg – Der Getränkehersteller Red Bull hat im Geschäftsjahr 2010 weltweit 4,2 Milliarden Dosen Red Bull verkauft, was ein Plus von 7,6 Prozent gegenüber 2009 bedeutet. Der Umsatz stieg währungs- und preisbedingt um 15,8 Prozent von 3,27 Mrd. Euro auf 3,79 Mrd. Euro. Absatz, Umsatz, Produktivität und Betriebsgewinn haben laut Konzern das Vorkrisenniveau von 2007 deutlich überschritten und stellten eine bisherige Bestmarke in der Firmengeschichte dar. (APA)

Österreichs Agrarminister Nikolaus Berlakovich befürchtet, dass Billigfleisch nach Österreich hereinschwappt und es den heimischen Bauern unmöglich macht, gute Preise zu erzielen. Beim nächsten EU-Agrarministerat wird deshalb beraten, ob, natürlich mit EU-Mitteln gestützt, eine EU-weite Schweinefleisch-Lagerhaltung aufgebaut werden soll. Auf dass die Preise wieder halbwegs stabil werden mögen.

Solche Schritte setzt die EU-Kommission immer dann, wenn

ihr trotz Agrarpolitik die Preise und/oder die produzierten Mengen aus dem Ruder laufen, wie zuletzt bei der Milch. Reagiert hat jedenfalls die ungarische Regierung: Sie verschärfte wegen des Dioxinskandals kurzfristig die Einfuhrbestimmungen für Schweinefleisch aus Deutschland. „Das ist in der EU nicht erlaubt“, schäumt Paola Testori Coggi von der Generaldirektion Gesundheit und Konsumentenschutz. „Das Fleisch ist ja schließlich nicht gesundheitsschädlich.“

Gesundheitsschädlich oder nicht: Die Mengen an Fleisch, die während der Grünen Woche dargeboten und verzehrt werden, sind beachtlich. Eine Scheu vor überbordendem Konsum ist bei der Messe, die auch „Oktoberfest der Berliner genannt wird“, nicht zu



Exotisches fehlt nicht bei der Grünen Messe: Australien bietet Känguru-Bratwurst an.

Foto: dapd

merken. Den Gipfel der Exotik dürfte Ruanda einnehmen: Dort wird zum Verkosten von gegrilltem Krokodil geladen. Australien lädt zu Känguru-Bratwurst.

Trotz Entwicklung hin zu einer riesigen Fressschau zeigt die Buntheit des Angebots, dass selbst

in Zeiten der Globalisierung viele verschiedene Produkte möglich sind. Von einer Lehre aus dem Dioxinskandal ist aber nicht viel zu merken: Eine Berliner Supermarktkette wirbt gerade mit einem Billigsthuhn Marke „Bauernglück“ um nur 2,99 Euro.

## „Wenn dich eine wirklich gute Idee berührt, lässt sie dich nie wieder los.“

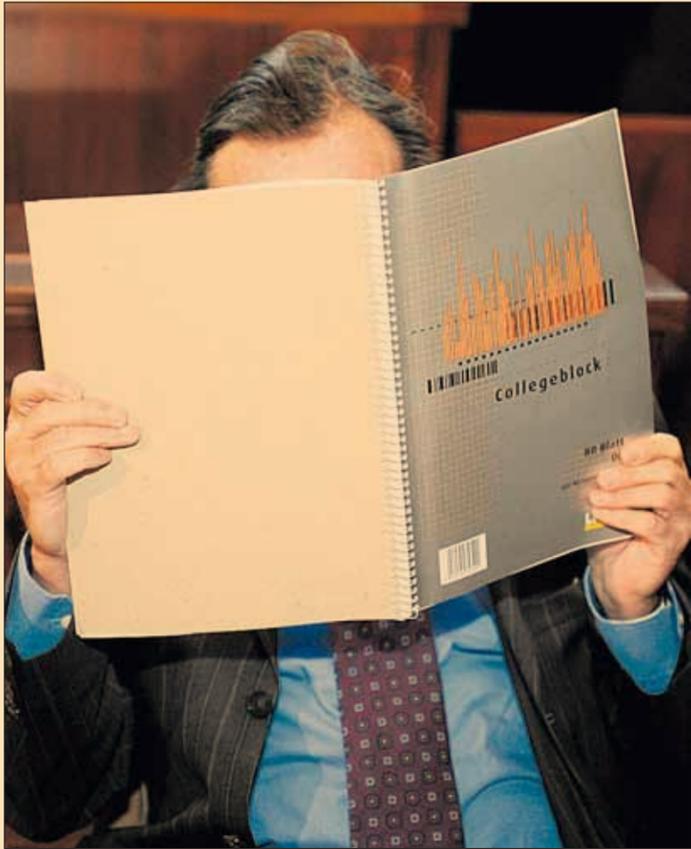


Unsere Mitarbeiter glauben an Ideen. Weil diese oft außergewöhnlich sind, können wir auch große Herausforderungen bewältigen. Das ist es, was uns zum Weltmarktführer für Sonder- und Spezialprofile macht. Denn es sind unsere Mitarbeiter und ihre Ideen, die den Unterschied machen und dafür sorgen, dass wir auch in Zukunft einen Schritt voraus sind.

www.voestalpine.com

voestalpine

EINEN SCHRITT VORAUSS.



Lieferte Expertise für „steuerliche Optimierungen“ beim Buchhändler Libro: WU-Gesellschaftsrechtler Christian Nowotny. Foto: APA

## „Es war nicht so trickreich“

WU-Professor Nowotny sagte beim Libro-Prozess aus

Luise Ungerboeck

**Wiener Neustadt** – Was bei der für Börsengang und Dividende maßgeblichen Libro-Bilanz 1998/99 Resultat rechtlicher und wirtschaftlicher Umstände war oder doch Ausfluss eines Tatplans, wie die Staatsanwaltschaft argwöhnt, war am Freitag Thema im Libro-Prozess. Rede und Antwort stand der Viertangeklagte, WU-Professor Christian Nowotny, dessen Expertisen sowohl dem Libro-Vorstandsduo André Rettberg und Johann Knöbl als Legitimation dienten als auch dem Drittangeklagten, UIAG-Chef und Libro-Präsident Kurt Stiasny.

„So trickreich, wie sie immer dargestellt wird, war die Ausschüttung der Sonderdividende nicht“, betonte Nowotny und legte dar, was für den Libro-Börsengang zu erfüllen gewesen sei: Die Libro-Mutter UD-AG (eine Tochter des Mittelstandsfinanziers UIAG, Anm.) wollte 34 Prozent Körperschaftsteuer sparen (wären beim Aktienverkauf über die Börse angefallen). Zweitens sollten Rettberg und Knöbl an Libro beteiligt werden, und das drittens lohnsteuersparend, weshalb sie erst im Wege der Verschmelzung mit UD-AG bei Libro einstiegen.

Unter einen Hut zu bringen war all dies laut Nowotny nur über einen „Downstream-Merger“: Die Finanzholding UD-AG wurde im Mai 1999 in Libro fusioniert. Der umgekehrte Weg (Upstream-Mer-

ger) hätte tausende Krankenkassen-Ummeldungen verursacht, weil UD-AG und nicht mehr Libro tausende Angestellte gehabt hätte. Libro-Masseverwalter Günther Viehböck sieht das anders. UD-AG, die Libro auf Pump von der Wlaschek-Stiftung gekauft hatte, wäre überschuldet gewesen. So aber schüttete Libro 440 Millionen Schilling (31 Mio. Euro) Dividende an UD-AG aus und entschuldete so ihre Mutter samt Aktionären.

Wiewohl kreditfinanziert, war diese Dividende nach Darstellung Nowotnys – er war Vize-Aufsichtsratschef – nicht rechtswidrig. „Eine hohe Ausschüttung ist für ein expandierendes Unternehmen dann zulässig, wenn dies zu einer neuen Kapitalmaßnahme führt.“ Eine solche war in Sicht: der Börsengang, der 72 Mio. Euro in die Libro-Kassen spülen sollte. Zu entscheiden, ob die Ausschüttung den Fortbestand von Libro gefährdete, oblag Unternehmen und Wirtschaftsprüfer, so Nowotny.

Blieb ein Problem: Der Bilanzgewinn reichte nicht, 10,7 Mio. Euro Schulden blieben übrig. Sie fand man als stille Reserven in Libro-Büchern. Das „entsprechende Gutachten“ lieferte Wirtschaftsprüfer KPMG: Er befand den Deutschland-Expansionsplan der „Tainment-Company“ als so visionär, dass von null auf 10,9 Mio. Euro aufgewertet werden konnte. „Entsprechend“ habe sich natürlich nicht auf die Höhe dieser Bewertung bezogen, sagt Nowotny.

Rund um die erste Kapitalerhöhung der Hypo Kärnten tauchen in der Nachlese immer mehr Widersprüche auf. Wirtschaftsprüfer hatten die Kärntner Banker darauf hingewiesen – offenbar ohne Erfolg.

Renate Graber

**Wien** – Die erste Kapitalerhöhung der Kärntner Hypo, über die der Sachverständige Karl Hengstberger im Dezember ein kritisches Gutachten erstellt hat, war aufwändig gestaltet. Wie berichtet, kommt der Wirtschaftsprüfer zum Schluss, dass der Bank allein bei den von der BC Holding gezeichneten (2007 rückgekauften) Vorzugsaktien um 55 Mio. ein absehbarer Schaden von 5,5 Mio. Euro entstanden ist. Und: Die Banker hätten Wirtschaftsprüfer und Aufsicht über die Konstruktion mit zwölf liechtensteinischen Anstalten und Kredite von der Hypo Liechtenstein (HBLi) getäuscht.

Tatsächlich hatten Wirtschaftsprüfer von Auditor (heute Deloitte) die Kärntner Banker genau über die Voraussetzungen informiert, unter denen die vom eigenen Haus finanzierte Kapitalspritze als Eigenmittel anrechenbar und „nicht unvertretbar“ gewesen wären. Sie rieten, das mit der FMA abzuklären, was nie geschah.

### Nebenabreden

Laut Gutachten waren ebendiese Bedingungen etwa durch die Nebenabreden mit den Vorzugsaktionären vom Start weg „eindeutig nicht erfüllt“, die Ausgestaltung der Konstruktion sei „missbräuchlich“ gewesen. Kernkapital (und solches wollte die Bank ja generieren) muss dem Institut gemäß Bankwesengesetz „uneingeschränkt und sogleich für die Risiko- oder Verlustabdeckung zur Verfügung stehen“, die BC Holding verfügte aber „über gar kein Vermögen“, das notfalls herhalten hätte können. Das sah auch der für die Hypo International zuständige Prüfer von Auditor so, nachdem er nun über die Konstruktion aufgeklärt wurde; er sah darin ein „unzulässiges Umgehungsgeschäft“ und sein Kollege wird so zitiert: „Ich hätte zu einer solchen Konstruktion keine positive Stellungnahme abgegeben.“

Damit die Liechtenstein-Bank überhaupt Kredite von 95 Mio. Euro vergeben konnte (insgesamt umfasste die erste Tranche der Kapitalerhöhung 100 Mio. Euro), musste sie von der Kärntner Mutter eine Geldspritze um 13 Mio. Euro (auf 25 Mio.) bekommen.

# Kapitalerhöhung der Hypo als „unzulässige Umgehung“

Laut Protokoll des Verwaltungsrats vom 15. Juni 2004 erklärte Hypo-Vizechef Günter Striedinger in einer Sitzung Mitte Juni 2004 die Pläne. Im Dezember, das Geld war längst geflossen, taten sich Schwierigkeiten beim „Kreditgeschäft mit der Hypo Leasing“ auf. Hypo-Liechtenstein-Chef Markus Müller berichtete im Kontrollgremium, dass dem Abschlussprüfer der Bank in Schaan (Deloitte & Touche Zürich) „diese Konstellation nicht gefällt. Er ist der Meinung, dass die Hypo Alpe Adria über uns Eigenkapital kriert, welches keines ist.“ Folgerung des Gutachters: „Ab diesem Zeitpunkt bestand für die Verantwortlichen der Hypo Group (sie waren über das Problem informiert; Anm.) noch einmal verstärkt die Notwendigkeit, sich mit diesen Transaktionen und ihrer Rechtmäßigkeit auseinanderzusetzen.“

Die gaben sich auch gegenüber den Abschlussprüfern verschlossen. Mehr noch, „sie und auch die involvierten Berater Kucher und Gabriel (die ja auch hinter der BC Holding standen) stellten eine indirekte Finanzierung der BC Holding in Abrede“, schreibt Hengstberger. Wie er dazu kommt: Im November 2004 meldete sich laut Aussagen von Deloitte-Mitarbeitern der Prüfer der Liechtenstein-Bank bei seinem Kollegen in Wien (prüfte die Kärntner) und teilte ihm seine „Bedenken zu mehreren HBLi-Kredit-Engagements mit. Es ginge um Anstalten, deren wirtschaftlich Berechtigte er jedoch nicht offen legen durfte.“

Also reiste der Wiener Abschlussprüfer am 29. November nach Schaan, um dort Hypo-Chef Müller, Steuerberater Kucher und seinen Deloitte-Kollegen zu treffen. „Es ging darum, den Zusammenhang zwischen den Kredit-

Engagements der HBLi und der Kapitalerhöhung der Hypo Leasing aufzuklären. Jede direkte Verbindung wurde in Abrede gestellt, nähere Informationen habe ich nicht erhalten.“ Der Wirtschaftsprüfer sicherte sich also ab, und verlangte von den Involvierten Erklärungen über „das Nichtvorliegen von Nebenabreden“, die auch die „indirekte Finanzierung“ der Vorzugsaktionäre durch die Hypo Gruppe umfasste.

### Verschleierungstaktik

Unterschieden haben u. a. Steuerberater Gabriel, „der die Anstaltskonstruktion laut seinen Angaben mit Kucher entworfen hatte und mit ihm wirtschaftlich Berechtigter der Vorzugsaktionärin BC Holding war“, die Banker Kucher und Striedinger (waren auch im Verwaltungsrat in Schaan) und der Chef der Liechtenstein Bank sowie die Verantwortlichen der Anstalten. Der Wirtschaftsprüfer der Hypo Alpe Adria rückblickend: „Wenn die Konstruktion tatsächlich so existiert hat und ich sie gekannt hätte, hätte ich sie nicht als Eigenmittel anerkannt.“

Die Schlussfolgerungen des Gutachters sind glasklar. Eigenkapital stellten die Vorzugsaktien nicht dar, die Verantwortlichen hätten das „wirtschaftlich Gewollte verschleiert“, „der Gruppe keine Mittel zugeführt, sondern entzogen“. Und: Hauptprofiteur des BC-Deals sei der Gründer und wirtschaftlich Berechtigte der zwölf Anstalten Corun, Odena und Co. gewesen, ein Schwager von Gabriel. Dass man ihm dafür, dass er sich „um die Anstaltsgründung kümmerte, tatsächlich mit 4,3 Millionen Euro den Großteil des Gewinns zukommen ließ“, das erscheint dem Sachverständigen „unwahrscheinlich“.

### WIR MIGRANTEN

## Kein Damm ist stark genug

STANDARD-Redakteur Dominik Kamalzadeh über den Weg von Russland nach Amerika.

nicht mehr im Land erwünscht und musste fliehen, seine Tochter aus erster Ehe ließ er bei ihrer Tante zurück – andere Varianten dieser Geschichte besagen, dass sie ihm sogar weggenommen wurde.

Unterschiedlicher können Familiengeschichten kaum sein: Über die mütterliche Linie lässt sich nur sagen, dass man dem Oberösterreichischen nicht so schnell überdrüssig wurde und über Generationen hinweg überschaubare Entfernungen zurücklegte. Das Interesse für fremde Kulturen wurde vielleicht durch diese Beharrlichkeit geschürt. Dem Großvater, Autor und Übersetzer, und der Großmutter, Ethnologin, wurden die angestammten Verhältnisse jedenfalls so eng, dass sie Grenzen erweitern wollten.

Ganz anders, nämlich äußerst bewegt und von etlichen Fluchtlinien durchzogen, sieht es auf den anderen Seite aus. Schon mein Großvater wuchs als Sohn persischer Immigranten in Russland auf, in Moskau wurde er zum Ingenieur ausgebildet – interessanterweise zum Spezialisten für Dammbauten, was angesichts seiner Biografie eine fast ironische Note bekommt.

Mit der Oktoberrevolution und dem Kommunismus kam auch die familiäre Wende; er war wie viele andere Perser

als persische Migrantin in Russland gelandet, lebte aber nahe der iranischen Grenze in Asghabad, heute Hauptstadt von Turkmenistan, wohin viele Angehörige der Bahá'í-Gemeinde geflüchtet waren – auch das erste Gotteshaus der jungen Religion wurde dort im Jahr 1908 gegründet. Nach der Revolution kam sie in den Iran zurück und wurde in Maschhad zur Krankenschwester ausgebildet.

Die Geschichte wiederholte sich, leider nicht als Farce. Mein Großvater, den ich nie kennengelernt habe, starb 1969, also noch vor der islamischen Revolution. Er musste nicht mehr fliehen. Als Rentner in den USA konnte ich ihn mir auch nie vorstellen, er schien allen Anekdoten nach ein Patriarch alter Schule mit großem Herzen gewesen zu sein. Mein Vater kam in den 1960er-Jahren nach Österreich, um Medizin zu studieren; der Rest der Familie flüchtete über Irland an die US-Westküste, wo sie noch heute zu Hause sind.

Zurück in den Iran will übrigens niemand mehr. Ich selbst war noch nie dort.

8. Jahresforum für die Personalwirtschaft  
14./15. April 2011, Rust am Neusiedler See

Österreichs größtes Konferenzunternehmen präsentiert die

## PoP 2011 - Power of People

Impulse für das Personalmanagement - Schwerpunktthema „Social Media in der Personalarbeit“

Ehemaliger Teilnehmer der PoP 2010



„Vielen Dank für den tollen Event. Mit dieser professionellen Organisation, den aktuellen Vorträgen und interessanten Menschen zählt für mich die PoP 2010 zu den besten Events, die man in Österreich besuchen kann. Ein Gewinn für alle Teilnehmer.“

Mag. Thomas Friedlmayer, Head of Education, SAP Österreich

Programm anfordern unter info@businesscircle.at, Tel: +43/1/5225820-27





# Ruttenstorfer hat Markt manipuliert

Herbe Niederlage für den scheidenden OMV-Chef Wolfgang Ruttenstorfer: Er hat die Berufung gegen eine Strafe der Aufsicht wegen Marktmanipulation verloren und muss 20.000 Euro zahlen.

Renate Graber

Wien – Die Überraschung war gelungen. Am Freitag gegen Mittag erschien OMV-Chef Wolfgang Ruttenstorfer unangekündigt vor dem Unabhängigen Verwaltungssenat (UVS), um auszusagen. Der UVS verhandelte über die Berufung Ruttenstorfers gegen einen Strafbescheid der Finanzmarktaufsichtsbehörde FMA. Die hat ihn zu 20.000 Euro verdonnert: Er habe in einem *Profil*-Interview rund um die MOL-Beteiligung der OMV Aussagen getätigt, die Anleger in die Irre geführt hätten. Ruttenstorfer bestritt das heftig und beredt – vergeblich.

Der UVS (Kammer C, Berichterstatter Gero Schmied) bestätigte den Schuldspruch und die Höhe der Strafe. Der Strafbescheid ist damit rechtskräftig. Ruttenstorfer wird sie aber vor dem Verwaltungsgerichtshof anfechten.

Nächste Woche steht er wegen des Verdachts des Insiderhandels vor dem Strafgericht, am Freitag wurde seine Strafe wegen Marktmanipulation bestätigt: OMV-Chef Wolfgang Ruttenstorfer.

Foto: AP

Die Passagen aus dem am 18. März geführten und am 23. März erschienen Interview: „Wir haben derzeit nicht vor, sie (*die MOL-Aktien der OMV; Anm.*) zu verkaufen. Das gilt nicht für die Ewigkeit, aber heuer werden wir sie durchaus behalten.“

In seiner rund einstündigen Aussage gab sich der OMV-Chef sehr überzeugt, das Richtige getan, besser, gesagt zu haben: „Es war die absolut richtige Information an die Investoren. Was hätte ich sagen können?“ Berichterstatter Schmied fragte dagegen: „Hätten Sie vielleicht keine Antwort auf die Frage, wie lange Sie die MOL-Aktien noch halten wollen, geben sollen?“ Ruttenstorfer: „Das wäre eine neue Kommunikationslinie gewesen und nicht gut.“

Während Ruttenstorfers Anwalt argumentierte, die OMV habe damals „keine Verkaufsabsicht, aber schon länger Verkaufsbereitschaft gehabt“, sah es der UVS anders: Die OMV habe dem späteren Käufer ihres MOL-Pakets (der russischen Surgoneftegas) schon am 14. März Kaufbereitschaft signalisiert und zwischen 14. und 18. März über mögliche Strukturen des Deals gesprochen.

Wie schon in der vorigen Verhandlung war eines der Kernthemen das Treffen des OMV-Chefs am 14. März 2009 mit den Vertretern von Surgoneftegas und dem Investmentbanker von JPMorgan, Jeffrey Wilson. Am Ende dieser Unterredung wurde das Interesse der Russen an der MOL erörtert, wie, das beschrieb Ruttenstorfer so: „Sie fragten, ob sie ein bisschen was von uns haben könnten, wenn sie am Markt nicht genug Aktien bekämen. Vom ganzen MOL-Paket war nicht die Rede.“ Erste Preisvorstellungen gab die OMV dann am 17. März bekannt; am 30. März war das MOL-Paket verkauft.

Bereits vor den Schlussplädoyers war die Richtung, in die es für Ruttenstorfer ging, klar. Der UVS-Berichterstatter: „Hätten Sie die Frage nach dem MOL-Verkauf nicht beantwortet, wäre das zwar vielleicht ein Signal an den Markt gewesen – aber kein Tatbestand im Rahmen des Börsengesetzes.“

Die Urteilsverkündung wartete Ruttenstorfer nicht ab. „Soll ich bleiben, oder gehen?“, fragte er den Senat nach seiner Anhörung und bekam folgende Antwort: „Nehmen Sie es nicht persönlich, aber uns ist das egal.“

## „In Österreich wird arm oft mit ausländisch verwechselt“

Die meist bildungsschwachen Einwanderer früherer Jahre gingen in die Armut, sagt Migrationsforscher August Gächter. Die Aufstiegschancen ihrer Kinder sind schlecht, Neid und Standesdenken würden das verhindern. Peter Illetschko fragte.



STANDARD: In Österreich wird seit Jahren das Bildungsproblem unter Migranten beklagt. Warum ist es bisher nicht gelungen, Zuwanderer höher zu qualifizieren?

Gächter: Das liegt an einem sehr zögerlichen Zur-Kennntnis-Nehmen, dass jene Gastarbeiter, die Anfang der 1960er-Jahre nach Österreich geholt wurden, sich auch hierzulande niedergelassen haben. Im Grunde war das erst ab 1. 1. 1998 klar, als die Aufenthaltsverfestigung in Kraft trat. Wer mehr als acht Jahre mit Arbeitsbewilligung im Land war, durfte selbst entscheiden, ob er weiterhin hier bleiben wollte oder nicht. Erst danach wurden Integrationsleitbilder von den Gemeinden und Ländern beschlossen, die oft nicht sehr inhaltsstark waren, sondern nur eine symbolische Qualität hatten. Man sagte damit, dass man es ganz gern hätte, dass auch auf unteren Ebenen etwas zur Integration dieses Teils der österreichischen Bevölkerung getan wird. In den Kindergärten oder bei der Jugendarbeit zum Beispiel. Zu kurz kommt in diesen Leitbildern, dass die Einwanderung eine Einwanderung in die Armut war.

STANDARD: Wieso in die Armut?

Gächter: Österreich hatte bei der Anwerbung von Arbeitskräften als Gastarbeiter keine hohen Anforderungen und auch oft das Nachsehen, weil die Möglichkeiten in Deutschland und in der Schweiz besser waren. Die Gastarbeiter mussten nicht unbedingt lesen und schreiben können. Die später nachkommenden Familienangehörigen waren folglich ebenfalls gering qualifiziert. Diese Menschen sollten und wollten auch anfangs nicht hierbleiben. Sie planten keine Zukunft in Österreich, nur im Herkunftsland. Eine ganze Generation lebte bis zur erwähnten Aufenthaltsverfestigung in rechtlicher Unsicherheit. Mittlerweile wurden die Kin-

mehr Feingefühl besitzen. Hier wird häufig ein soziales mit einem kulturellen Problem verwechselt. „Arm“ wird in Österreich oft mit „ausländisch“ verwechselt. Man sagt nicht: Die haben ein Problem. Man sagt leider: Die sind das Problem. Solche Aussagen machen deutlich, wer in der Gesellschaft die mächtigere Position hat. Man würde das nämlich nie über jemanden sagen, der sich wehren kann. Das überträgt sich natürlich auch auf die zweite Generation, weshalb Kinder aus Migrantenhaushalten häufig schlechtere Aufstiegschancen haben als andere.

STANDARD: Warum ist das so?

Gächter: Diese Kinder sind sicher nicht zu dumm. Wenn die Eltern Arbeiter mit geringer Bildung sind, können sie sich gegenüber der Schule oft nicht durchsetzen oder versuchen es gar nicht. Das Lehrpersonal ist ihnen rhetorisch überlegen und hat bei einem Termin in der Schule immer Heimvorteil. Insofern hängt der schulische Erfolg der Kinder stark von der Qualifikation der Eltern ab. Wenn sich Mentoren für die Kinder einsetzen, dann hilft

das auch, wie sich in der Praxis zeigt.

STANDARD: Welchen Bevölkerungsgruppen gelingt es am besten, sozial aufzusteigen?

Gächter: Denen aus der Türkei. Bei Vergleichen unter sozial gleich schwachen Gruppen zeigt sich das immer wieder. Der Ausbruch aus dem sozialen Wohnbau, ein Studium oder die Teilnahme an Erwachsenenbildung gelingt ihnen am ehesten. Oder sehen Sie sich in der Politik um! Das gilt alles auch im Vergleich zur einheimischen Unterschicht. Das Perfide ist: Wenn sie sich Wohlstand schaffen, dann vermutet man in der Bevölkerung gern, dass da irgendetwas faul sein müsse und ein Verbrechen dahinterstecken könnte.

STANDARD: Woher kommt denn dieser Neid, auf die, die es geschafft haben?

Gächter: Es ist noch keine hundert Jahre her, da war Österreich noch ein Kaiserreich. Dann kamen der Ständestaat und das Naziregime. Die ersten ernstzunehmenden demokratischen Bemühungen gab es

ab 1945. Das sind zwei Generationen. Für eine Demokratisierung braucht man aber drei Generationen. Die Österreicher haben aufgrund ihres so gelernten ständischen Verhaltens die starke Erwartung, dass jeder aufgrund seiner Geburt einen besonderen Platz in der Gesellschaft hat. Sie fassen es sogar als unhöflich auf, wenn jemand etwas anderes anstrebt. So kann Integration natürlich nicht funktionieren.

STANDARD: Was wäre Ihr Konzept für eine besser funktionierende Integration?

Gächter: Integration braucht Migration. Das heißt: Die, die da sind, können erst aufsteigen, wenn andere nachkommen und die Jobs in der Industrie und im Dienstleistungsbereich übernehmen. Das hört man hierzulande nicht gern, ist aber erwiesen.

STANDARD: August Gächter (52) stammt aus Vorarlberg. Er beschäftigt sich seit 1989 mit Forschung zum Thema Migration und Integration. Er ist seit 1998 Konsulent für das International Migration Programme des International Labour Office (ILO), einer UN-Organisation in Genf. Seit 2002 forscht er am Wiener Zentrum für Soziale Innovation (ZSI). Foto: Corn

## NAHTSTELLEN ANSTATT SCHNITTSTELLEN.

Peneder Bau realisiert Ihr Business-Bauvorhaben von der ersten Skizze bis zur Schlüsselübergabe. Nahtlos und synchron. Mehr unter [www.peneder.at/bau](http://www.peneder.at/bau)

Peneder Bau. Architektur und Bau-Management für Business-Bauten.

**PENEDER**   
FAST FORWARD  
BAU

# Magna Powertrain baut Werk bei Graz aus

Automobil-Zulieferer Magna Powertrain will ab sofort 30 Millionen zusätzlich in seinen Standort in Lannach bei Graz investieren. Bis April 2011 sollen 200 neue Arbeitsplätze geschaffen werden.

Colette M. Schmidt

**Graz/Klagenfurt** – Der Autozulieferer Magna Powertrain, eine Tochter Magna Holding, will in den Standort Lannach bei Graz zusätzlich 30 Millionen Euro investieren. Wie der STANDARD exklusiv erfuhr, wird als Reaktion auf vier neue Großaufträge vorerst in die Gebäude und in die Maschinenanlagen des Werks Lannach/Ilz investiert. Ab April 2011 will der Hersteller für Antriebsstränge und Achsen für verschiedene Automobilhersteller planmäßig auch 200 neue Mitarbeiter aufnehmen. Die neuen Auftraggeber dürften es eilig haben: Mit der baulichen Erweiterung des Areals wird schon Ende nächster Woche begonnen.

## Mehr Umwelttechnologie

Am Freitag wird der Spatenstich der Werkserweiterung feierlich samt Magna Power-Präsident Jake Hirsch, der eigens für die Ground Breaking Ceremony aus Troy in Michigan anreist, begangen. Hirsch ist erklärter Steiermark-Fan – nicht nur wegen des hiesigen Know-hows in der Automobilbranche, sondern auch als passionierter Jäger.

Inhaltlich will man sich „aufgrund der zunehmenden Umweltanforderungen auf Innovationen

**Schon 1998 stachen Spaten in Lannacher Boden: Als die damalige Frau Landeshauptmann Waltraud Klasnic (VP) und die Landesräte Gerhard Hirschmann (li.) und Herbert Paierl (2. v. re.) mit Franz Stronach (3. v. li.) fürs Steyr-Daimler-Puch Komponentenwerk schaufelten.** Foto: APA



elektronisch gesteuerter Technologien zur Verbesserung des Leistungsvermögens und zur Reduktion von Emissionen“ konzentrieren. Neben der Reduktion von Kraftstoffverbrauch und Fahrzeuggewicht will man künftig auch noch mehr Fahrzeugsicherheit fokussieren.

Noch Anfang 2009 musste Magna Powertrain, wie viele andere Unternehmen der Automobilindustrie, hunderte Mitarbeiter in Kurzarbeit schicken, wobei schon im Herbst desselben Jahres ein

Rückgang der Kurzarbeit zu verzeichnen war. 2010 schloss das Werk in Lannach schließlich mit einem Zuwachs bei Umsatz und Mitarbeitern. Jetzt spricht man seitens der Unternehmens von „guten Nachrichten für die österreichische Wirtschaft“, mit denen man 2011 optimistisch beginne.

Magna Powertrain unterhält weltweit 28 Produktionsstandorte: elf Engineering-Zentren und 17 Vertriebsbüros. Der größte Standort ist Lannach/Ilz. Die Gemeinden Lannach und Ilz sind zwar 55

Kilometer voneinander entfernt, werden aber als ein Werk geführt. Von den 30 Millionen werden nun 25 in Lannach und fünf in Ilz investiert werden.

Etwas zurücknehmen musste man derweil die ursprünglichen Erwartungen im Magna-Werk in Klagenfurt, wo man beim Spatenstich 2006 ebenfalls von 200 neuen Arbeitsplätzen sprach. Finanzlandesrat Harald Dobernik (FPK) gab am Freitag bekannt, dass mittlerweile 110 Mitarbeiter in Klagenfurt beschäftigt seien.

## KURZ GEMELDET

### Burgenland stellt Weichen für Fusion Bewag, Begas

**Eisenstadt** – Burgenland erhöht bei der geplanten Fusion der beiden Energieversorger Bewag und Begas die Geschwindigkeit. Das Land will den in der Gemeindeanteilverwaltung AG zusammengeschlossenen erdgasversorgten burgenländischen Gemeinden den 51-Prozent-Anteil abkaufen. In den nächsten zwei Wochen soll eine gemeinsame Strategie erstellt werden, wie die Fusion vor sich gehen soll, sagte Landeshauptmann Hans Niessl am Freitag. (red)

### Spaniens Sparkassen sollen an die Börse

**Madrid** – In der Schuldenkrise wagt Spanien mit einer Radikalkur für den angeschlagenen Sparkassensektor jetzt den Befreiungsschlag. Die Regierung von Ministerpräsident José Luis Rodríguez Zapatero will die Institute für private Investoren öffnen und zu Börsengängen drängen. Problemfälle soll der Staat vorübergehend unter seine Fittiche nehmen. (Reuters)

## GANZ KURZ

+++ **General Electric**, der US-Industriegigant, hat im Schlussquartal den Gewinn um 52 Prozent auf 4,5 Mrd. Dollar gesteigert. +++ **Tchibo**, Kaffeeröster aus Hamburg, steigt in Deutschland nun auch in das Gasgeschäft ein und verspricht Tarife unter denen lokaler Konkurrenz. +++ **Bank of America**, die US-Großbank, hat im Schlussquartal 1,6 Mrd. Dollar verloren.

# Informieren kann man nicht delegieren.

DAS HAT



Jetzt neu in Ihrer Trafik!

Wie Top-Manager Siegfried Wolf mit Österreich abrechnet.

Comeback der Heuschrecken: Rekordjahr für Hedgefonds.

format.at

Wirtschaft. Wöchentlich. Jeden Freitag neu.

## Europa ist ein teures Ziel

Studie: Afrikas Auswanderungsdruck steigt mit Wirtschaftsaufschwung

Gudrun Springer

**Wien** – Egal, was in Tunesien noch passiert, Europa hat keinen großen Ansturm aus der Region zu erwarten. So zeigt es die Erfahrung – beziehungsweise der Bericht *Vor den Toren Europas? Das Potenzial der Migration aus Afrika* vom deutschen Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF).

Die 2010 erschienene Studie legt dar, dass Konflikte im Allgemeinen zwar Fluchtbewegungen zur Folge haben, Afrikaner, die aufgrund von Unruhen und Kriegen aus ihrem Heimatland fliehen, aber zum Großteil in Nachbarländern Zuflucht suchen. Sie bleiben in der Region, in der Hoffnung auf eine baldige Rückkehr in ihre Heimat. Die meisten Migrationsbewegungen von Afrikanern vollziehen sich innerkontinental – an erster Stelle der Zielländer steht dabei Südafrika.

Im Allgemeinen steigt Afrikas Migrationspotenzial nach Europa laut BAMF an – zum Beispiel wegen des steigenden Bevölkerungsdrucks. Eine Frau bringt in Afrika durchschnittlich 4,6 Kinder zur Welt; in Österreich sind es 1,4. Bis 2050 dürfte sich die Bevölkerung auf dem Schwarzen Kontinent auf zwei Milliarden verdoppeln.

„Es herrscht die allgemeine physikalische Vorstellung: Was es an Zuwachs gibt, setzt sich automatisch

in Wanderungsprozesse um“, sagt der österreichische Integrationsexperte Heinz Fassmann. So einfach sei es aber nicht.

In Afrika kommt noch hinzu, dass Ausbildungs- und Arbeitsmarktchancen fehlen und mehr als die Hälfte der Erwerbstätigen mit weniger als einem US-Dollar am Tag auskommen muss. Rund ein Viertel der Menschen ist unterernährt, mehr als ein Drittel hat keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser.

Neben den politischen, demografischen und ökonomischen Faktoren bestimmen auch ökologische Umstände – Umweltkatastrophen, der Klimawandel – die Migrationsbestrebungen.

Wer seine Heimat verlässt, entscheidet das in Afrika in der Regel nicht alleine. Migration erfolgt basierend auf einer Gruppen- oder Familienentscheidung, so der BAMF-Bericht.

Das International Centre for Migration Policy Development (ICMPD) schätzte

die Zahl der jährlich irregulär aus Afrika in die EU migrierenden Personen 2005 – die Faktenlage ist spärlich – auf rund 830.000.

Der Einwanderungsdruck aus Afrika nach Europa wird laut BAMF-Bericht auch wegen des Afrikas Wirtschaftswachstum steigen – braucht es doch gewisse Ressourcen als Grundvoraussetzung für Mobilität. Das ICMPD errechnete eine Zahl von 9300 Euro als Preis, der einem Schmuggler pro Person im Schnitt für die Reise von Afrika nach Europa gezahlt werden dürfte.

Hauptziele in Europa sind vor allem die Länder Italien, Spanien und Frankreich. Aufgrund der Frontex-Operationen und der Grenzschutzmaßnahmen afrikanischer Staaten im Westen gewinnt auch die Migrationsroute über die Türkei und Griechenland an Bedeutung.

„Es gibt viele Filter, die Wanderungsprozesse steuern“, sagt Fassmann. Ein ganz wesentlicher ist auch, ob das Zielland die Menschen aufnimmt.



Warten im Anhaltezentrum Lampedusa – Italien ist in Europa ein Hauptziel-land afrikanischer Migranten. Foto: Reuters

# Hacker-Angriff stellt CO<sub>2</sub>-Handel infrage

Nach den Hackerattacken gegen das Emissionshandelsystem der EU werden die Sicherheitsmaßnahmen verstärkt. Experten sind skeptisch, 2013 wird das System ohnehin umgestellt. Gefahr droht nicht nur aus dem Netz.

András Szigetvari

Wien – Auch wenn sie aus ihrem Diebstahl am Ende vielleicht gar kein Geld machen konnten: Neue Details des Hackerangriffs gegen das europäische Emissionshandelsystem zeigen, wie gut organisiert die Täter vorgegangen sind. 14 Länder, darunter Österreich, waren von den Attacken betroffen. Zwei Millionen Berechtigungen zum Ausstoß von CO<sub>2</sub> wurden gestohlen.

In Tschechien griffen die Täter nach Medienberichten zu einem besonderen Trick. Sie sorgten am Dienstag mit einer Bombendrohung dafür, dass das Bürogebäude in dem die nationale CO<sub>2</sub>-Registrierungsstelle sitzt, evakuiert werden musste. Das Chaos nutzten sie offenbar, um zuzuschlagen. Am Mittwoch entdeckte ein tschechisches Unternehmen, dass auf seinen Konten 475.000 Zertifikate fehlten. Die gestohlenen Emissionsrechte wurden zudem nicht direkt auf ausländische Konten transferiert, sondern zur Verschleierung über mehrere Länder hinweg verschoben.

Entsprechend groß war die Alarmstimmung im Büro der zuständigen EU-Umweltkommissarin Connie Hedegaard am Freitag. Der aktuelle Handel mit CO<sub>2</sub>-Zertifikaten ist bis kommenden Mittwoch ausgesetzt. Wie das System

weiterlaufen soll, ist offen. Denn der Hackerangriff hat weitreichende Sicherheitslücken deutlich gemacht.

Am Emissionshandelsystem nehmen derzeit die 27 EU-Mitgliedstaaten plus Norwegen und Liechtenstein teil. Jedes Land verfügt über eine nationale Registrierungs-

stelle. Wer mit CO<sub>2</sub>-Rechten handeln will, muss hier ein Konto haben. Anmeldungen sind vergleichsweise einfach. Eine beglaubigte Passkopie und ein Firmenbuchauszug ist meist ausreichend. Auch Transaktionen sind

kaum geschützt. Benutzername und Passwort reichen für den Zugriff aus. Andere Sicherheitssysteme, etwa einen TAN-Code (individuelle Transaktionsnummer) für Geschäfte gibt es nicht. Die Täter konnten also vergleichsweise einfach auf Konten der Republik Österreich zugreifen und 488.141 Zertifikate nach Liechtenstein und Schweden verschieben. Wäre der Diebstahl nicht entdeckt worden, hätten sie die Papiere verkaufen können.

Die EU-Kommission will die Sicherheitssysteme überarbeiten.

Möglich wäre eine Umstellung auf TAN-Codes. Doch Experten bezweifeln, dass das sinnvoll ist. Eine Aufrüstung kostet Geld und dauert. Ab 2013 wird der Handel mit Verschmutzungsrechten aber ohnehin umgekrempelt. Dann wird die EU-Kommission, und nicht so wie bisher die einzelnen Staaten, die Emissionsrechte auf die Industrieunternehmen aufteilen. „Da ist es schon fraglich, ob große Umstellungen noch Sinn haben“, sagt Sven Braden von der nationalen CO<sub>2</sub>-Registrierungsstelle in Liechtenstein.

Das 2005 gestartete Emissionsystem soll dazu dienen, den CO<sub>2</sub>-Ausstoß zu verringern. Jedes Unternehmen bekommt Verschmutzungsrechte (gratis) zugeteilt, die periodisch mit den Emissionen gegengerechnet werden. Wer zu viel CO<sub>2</sub>-emittiert, muss Zertifikate kaufen.

Doch die etwa 12.000 Anlagenbetreiber, für die das System gilt, sind längst nicht die einzigen am Markt. 70 bis 80 Prozent des Handels in der EU finden nicht direkt

mit Emissionsrechten, sondern mit davon abhängigen Finanzprodukten (Futures, Optionen) statt. Dieser Handel ist vom Stillstand nicht betroffen.

Unangenehm sind die Pannen aber trotzdem, denn das CO<sub>2</sub>-Handelsystem ist das erste seiner Art und gilt als Pionierprojekt der EU.

Elektronische Einbrüche gab es schon öfters, die Schwachstellen betreffen aber nicht nur das Netz. Im vergangenen Jahr sind mehrere Fälle von Mehrwertsteuerbetrug aufgefliegen. In einigen Staaten galt für Emissionsrechte keine

Verbrauchersteuer. Händler haben Emissionspapiere in einem Land steuerfrei eingekauft und sie in einem anderen Land mit Mehrwertsteuer weiterverkauft, die Abgabe aber nie ans Finanzamt abgeführt. Der Schaden soll hunderte Millionen Euro ausmachen.

In Ungarn kam es zu einem Wiederverkauf von Rechten. Wird ein Zertifikat mit den Emissionen gegengerechnet, müssen sie gelöscht werden. Unternehmen haben das in Ungarn nicht getan und Papiere einfach nochmalig verkauft.

Kommentar Seite 44



Die zuständige EU-Umweltkommissarin Connie Hedegaard muss das System rasch umstellen. F.: Reuters

MARGIT SCHRATZENSTALLER

## Verstecktes Budgetdefizit



Österreich wird heuer mit einer erwarteten Schuldenquote von gut 71 Prozent der Wirtschafts-

leistung zwar mehr als zehn Prozentpunkte über der Maastricht-Obergrenze liegen, aber deutlich unter dem EU-Durchschnitt von knapp 82 Prozent. Allerdings sind für eine gesamthafte Einschätzung der Verpflichtungen der öffentlichen Hand auch die Schulden der ausgegliederten Unternehmen mit zu betrachten. Diese sind in der „offiziellen“ Schuldenquote nicht enthalten, wenn das betreffende Unternehmen mindestens 50 Prozent seiner Kosten mit eigenen Umsätzen decken kann.

Die Schulden der ausgegliederten Unternehmen haben sich in den letzten Jahren stark erhöht. Die Finanzverbindlichkeiten der wesentlichen Unternehmen des Bundes (ÖBB, Asfinag und BIG) steigen zwischen 2007 und 2011 von knapp 25 auf mehr als 36 Milliarden Euro. Die Krankenanstaltenbetriebsgesellschaften der Bundesländer akkumulierten bis Ende 2009 über zwei Milliarden Euro und die kommunalen marktbestimmten Betriebe bis Ende 2008 weitere 12,5 Mrd. Euro an langfristigen Verbindlichkeiten. Zur offiziellen Schuldenquote des Staates kommen also weitere Verbindlichkeiten ausgegliederter Unternehmen der öffentlichen Hand von mehr als 17 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) des Jahres 2011 hinzu. Damit erreicht in einer gesamthaften Perspektive die öffentliche Verschuldung heuer etwa 88 Prozent des BIPs.

Mehrere Gründe erfordern eine solche umfassende Sicht. Erstens haftet die öffentliche Hand letztlich für die außerbudgetären Schulden: Kann ein ausgegliedertes Unternehmen seine Verbindlichkeiten nicht mehr bedienen oder

nicht mehr die Hälfte seiner Kosten selbst erwirtschaften, werden seine Schulden dem Staat zugerechnet. Zweitens ist die Zurechnung oft auch eine Abgrenzungs- und damit Interpretationsfrage und damit möglichen Änderungen unterworfen: So müssen etwa ab heuer gemäß einer Entscheidung des zuständigen Statistischen Amtes der EU (Eurostat) die Schulden der Krankenanstalten der Bundesländer in die Schuldenquote einbezogen werden, was diese um knapp einen Prozentpunkt erhöhen wird.

Darüber hinaus kann auch ein ausgegliedertes Unternehmen das öffentliche Budget weiterhin belasten: Etwa dann, wenn es kreditfinanzierte Investitionen nur über den Kapitalmarkt vorfinanziert und die Finanzierungskosten ganz oder teilweise vom Staat übernommen werden. Ein solcher Fall sind die ÖBB. Seit 2007 übernimmt der Bund für die Errichtung von Bahninfrastruktur indirekt 70 Prozent der Kosten, indem er langfristig 70 Prozent der jährlichen Zins- und Tilgungszahlungen leistet. Künftig werden, wie jüngst bekannt wurde, diese Annuitäten vollständig aus dem Bundesbudget finanziert.

Die Gebarung der ausgegliederten Unternehmen ist daher künftig intensiver zu beobachten. Dringend erforderlich sind mehr Transparenz und Informationen über die gesamten Eventualverbindlichkeiten der öffentlichen Hand – dass Eurostat derzeit Möglichkeiten einer transparenteren Darstellung überprüft, ist sehr zu begrüßen. Auch unterstreichen die Rückwirkungen auf das Budget die Notwendigkeit, die geplanten Bahninfrastrukturprojekte im Gesamtzusammenhang zu evaluieren und gegebenenfalls zu redimensionieren: möglicherweise auch das eine oder andere Tunnelprojekt infrage zu stellen.

MARGIT SCHRATZENSTALLER ist Referentin für öffentliche Finanzen beim Wifo. Foto: Cremer

WIR MIGRANTEN

## Der Flickschuster aus Böhmen

STANDARD-Redakteurin **Tanja Paar** über das Leder, das den Aufstieg brachte.

Es war immer ein besonderer Moment, wenn die Großmutter den Karton mit den Flickchen aus dem Vorzimmerschrank holte. Da lag der Schatz vor den leuchtenden Augen des Kindes ausgebreitet, rostrot, tannengrün, taubenblau, weich und duftend das Leder. Es hatte der Familie den gesellschaftlichen Aufstieg gebracht.

Bures hieß der Urgroßvater, er war ein Flickschuster aus Böhmen. Gekommen in die Hauptstadt zu einer Zeit, als das noch möglich war aus dieser Richtung, irgendwann vor der Jahrhundertwende des letzten Jahrtausends. Seine Tochter Klara war schon eine Wienerin, keine

Frage, geboren 1904 in Fünfhaus, wo der Vater in einer Basenawohnung die Schusterwerkstatt betrieb. Das Geld war knapp, aber reichte für die Tanzschule für das Mädlein – die maßgefertigten Schuhe gab's ja von zu Haus. Beim Tanzen lernte sie auch Albert Neudecker kennen. Was für ein schöner deutscher Name, was für eine Liebe, sie hielt ein Leben lang.

Zu Hause hatte Klara mit ihren Eltern noch Tschechisch gesprochen, Tochter Sonja lernte es nicht mehr. 1940 wurde die Kleine als spätes Kind in Mürzschlag geboren, zu einer Zeit, als es nicht ratsam war, die tschechischen Wurzeln zu pflegen. Klara war ihrem Mann, einem Eisenbahner, bei seinem Aufstieg vom Wagenputzer zum Fahrdienstleiter weg aus Wien in die steirische Provinz gefolgt. Maria Ellend, was für ein Elend! Wie musste die Schustertochter

unter dem Spott der Dörfler leiden, als sie mit ihren Maßschuhen über die Holzplanken trippelte, die man über die vielen Lacken auf der unasphaltierten Dorfstraße gelegt hatte. Mürzschlag war schon ein Aufstieg, zumindest der Seehöhe nach. Äpfel, Birnen und Gemüse aus dem eigenen Garten gab's da immer, und so ist sie gern gekommen, die Verwandtschaft aus der Stadt in den Kriegsjahren. Als der Krieg vorbei war, ist auch der Mann wiedergekommen aus der Gefangenschaft in Celje mit nur 38 Kilo.

Und weiter ging der Aufstieg dann hinunter ins Steirische nach Graz, und da konnte das Töchterlein schon studieren, war ja gratis und für alle zugänglich. Sprachen hat sie studiert, Tschechisch war nicht dabei. Aber das Faible für die schönen Schuhe ist geblieben, auch in der vierten Generation.

Eintritt frei

AK Wien  
Bildungszentrum  
Großer Saal  
Theresianumgasse 16–18  
1040 Wien



27. Jänner 2011  
19 Uhr

FALTER

www.wienerstadtdgesprach.at

peter huemer im  
gespräch mit

feridun  
zaimo-  
glu

„Einwanderung ist  
eben auch eine  
Herzessache“

wiener-  
stad-  
tgespräch

# Geld macht US-Arbeitslose nicht glücklich

Trotz massiver Stützungen durch Regierung und Notenbank kommt der US-Arbeitsmarkt nicht aus der Krise. Kein Wunder, sagt Ökonom Rajan, der andere Instrumente für notwendig hält.

Andreas Schnauder

Paris/Wien – Eigentlich ist alles in Butter. Die US-Konzerne verdienen gut, die Haushalte sparen wieder und haben dennoch ausreichend Geld zum Konsumieren. Die USA sind wieder auf der Wachstumspur, nur: Der Arbeitsmarkt kommt nicht in die Gänge. Für den Ökonomen Raghuram Rajan ist das kein Wunder. Denn erstens war bereits bei den letzten Rezessionen eine verzögerte Erholung am Arbeitsmarkt zu beobachten, weil die Unternehmen sichergehen wollen, dass der Aufschwung hält. Und zweitens kehren die am Bau verlorenen Jobs nicht mehr zurück.

Der aus Indien stammende Finanzprofessor an der berühmten berüchtigten Universität von Chicago (*Chicago Boys*) verweist im Gespräch mit dem STANDARD am Rande eines Kongresses des französischen Kreditversicherers Coface darauf, dass jene Bundesstaaten mit den größten Job-Problemen besonders aufgeblasen war (siehe Grafik oben). Neben Bauarbeitern verloren auch Installateure, Elektriker oder Makler ihre Jobs.

Wie stark der Sektor das Wachstum der USA davor beflügelte hat, illustriert der frühere Chefökonom des Währungsfonds anhand einer Zahl: Von 1997 bis 2006 ist der Bausektor um 50 Prozent gewachsen. „In Las Vegas sank die

**Der Lage am US-Arbeitsmarkt lässt sich mit Geldspritzen nicht verändern. Eine bessere Qualifizierung muss her, meint Ökonom Raghuram Rajan.** Foto: AP



Zahl der High-School-Abschlüsse, weil junge Leute als Hilfskräfte am Bau gut verdienen konnten.“ Heute ist die Arbeitslosigkeit unqualifizierter Personen dreimal so hoch wie von Akademikern.

Das Platzen der Immobilienblase hat nicht nur die Arbeitslosenrate auf zehn Prozent schnellen lassen: Weitere sechs Prozent der Amerikaner sind laut Rajan unterbeschäftigt. Die Jugendarbeitslosigkeit liegt derzeit bei 25 Prozent, die ethnischen Implikationen sind unübersehbar.

Dass sich an dieser Situation durch Geldspritzen der Fed oder durch Steuererleichterungen etwas ändert, bezweifelt der Volks-

wirt, der mit dem Buch *Saving Capitalism from the Capitalists* bekannt wurde und in seinem jüngsten Werk *Fault Lines* die These aufstellte, dass die steigende Ungleichheit in der US-Gesellschaft die Finanzkrise mitausgelöst habe. Washington habe nämlich mit dem Kreditboom versucht, das wachsende Heer der Unqualifizierten mit billigem Geld ruhigzustellen.

Die Kluft zwischen Arm und Reich ist jedenfalls in den letzten Jahren massiv angestiegen: Ein Prozent der Amerikaner vereint 2007 18,3 Prozent des US-Einkommens auf sich. Eine derartige Konzentration hat es seit 1929

nicht mehr gegeben. In beiden Jahren folgte eine Weltwirtschaftskrise auf dem Fuß.

Die zweifelhaften Segnungen der US-Geldpolitik und Steuerensenkungen könnten sogar kontraproduktiv wirken, weil sie neue Probleme in Form von Inflation und Schulden schaffen, befindet Rajan. Stattdessen tritt er für eine aktive Arbeitsmarktpolitik ein: Umschulungen, Bildungsmaßnahmen und die Stärkung des sozialen Sicherheitsnetzes seien notwendig, um den Arbeitsmarkt nachhaltig ins Lot zu bringen. Allerdings gebe die wachsende Polarisierung der Politik wenig Anlass zur Hoffnung, räumt Rajan ein.

## Schwache Eurostaaten sollen Rettungsfonds mit Bareinlage stärken

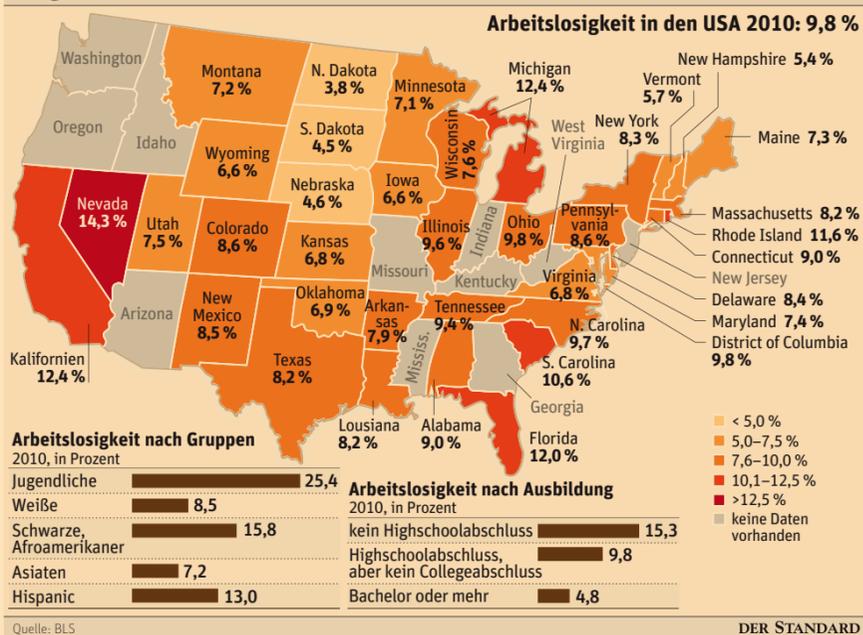
Thomas Mayer aus Brüssel

In der Debatte um eine Steigerung der Effizienz des Euro-Rettungsfonds (EFSF) ist ein Streit zwischen den von ihrer Bonität her starken und den diesbezüglich schwachen Euroländern ausgebrochen. Nach einem Bericht der *Financial Times Deutschland* soll sich der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble sehr für die Idee erwärmen, dass jene Staaten, die von den Märkten nicht mit einem „Triple-A“ eingestuft werden, im EFSF eine ausgleichende Bareinlage entrichten sollen, damit könnte die Garantiewürdigkeit des Fonds gestärkt werden.

Der Rettungsfonds der Eurogruppe ist nominell mit 440 Milliarden Euro dotiert. Da aber nur sechs Länder ein „AAA-Rating“ haben (Deutschland, Österreich, Luxemburg, Frankreich, Finnland, Niederlande), können auf den Märkten nur rund 250 Milliarden aufgenommen werden, die als zinsgünstige Kredite für Länder mit Zahlungsproblemen, wie Griechenland oder Irland, weitergegeben werden. Finnland unterstützt diese Idee ganz offen.

Wie am Mittwoch berichtet, hat sich innerhalb der Eurogruppe diese Sechserrunde zusammengesetzt, um auf die Europartner mehr Druck auszuüben, die es finanzpolitisch weniger genau nehmen. Sie haben dabei etwa Spanien, Belgien oder Italien im Auge. Diese Staaten wehren sich nun vehement gegen einen Umbau des Rettungsfonds in diesem Sinn. Sie wollen im Gegenzug, dass die „Triple-A“-Staaten im Fonds stärker garantieren, was diese ablehnen, weil es sie teuer käme.

### Regionale Unterschiede am US-Arbeitsmarkt



## Alteuropäische Migrationsmuster, neue Integrationsprobleme

Die Migranten von einst hatten bessere Voraussetzungen zur Eingliederung in den österreichischen Alltag

Michael Mitterauer\*

„Traurig ist es anzusehen, wie es den böhmischen Lehrlingen in Wien geht. Arme Eltern schicken den Sohn, sobald nur irgendwie möglich, ja oft ohne allen gesonnenen Religionsunterricht nach Wien, um mit ihm eine Sorge ledig zu werden. Hier erwarten den Burschen einige Leidensjahre. Der Meister, die Meisterin und die Gesellen üben ihre Herrschaft an ihm aus, und was bekommt er dafür als Entgelt? Man lehrt ihm öfters dafür kein Handwerk, sondern allen Schmutz eines unordentlichen Lebens.“ So beurteilte 1854 ein Kritiker die Situation der tschechischen Jugendlichen im Wiener Handwerk.

Der Nachkomme einer Zuwandererfamilie berichtet über konkrete Erfahrungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts: „Mein böhmischer Onkel, Stanislaus Koubek, ist 1910 als 14- bis 15-jähriger Bub aus Mähren barfuß nach Wien gekommen, so hat er es mir erzählt, und hat hier als Tischlerlehrling gelebt und die meisten Jahre der Lehrlingszeit in der Werkstatt geschlafen, in einer Lade, in die man Holzscharten hineingetan hat.“

Die beiden Zitate sprechen in zweierlei Hinsicht historische Migrationsmuster an, die deutlich zu solchen der Gegenwart kontrastieren. Zunächst thematisieren sie den Gesindedienst. Diese Institution hat ein Jahrtausend hindurch

in der alteuropäischen Gesellschaft einen entscheidenden Kontext von Migration dargestellt. Heute ist sie vollkommen verschwunden. Dann geht es um die Bewältigung von räumlicher Distanz. Für Formen der Migration sowie für das Problem der Integration von Migranten haben sich diesbezüglich seither sehr grundsätzliche Veränderungen ergeben.

Die historische Institution des Gesindediensts umfasste vielfältige Formen – den hier erwähnten Dienst von Lehrlingen und Gesellen im Handwerk, den Dienst von Knechten und Mägden auf Bauernhöfen, von Dienstmädchen in bürgerlichen Haushalten bis hin zu Diensten an Adels- und Fürstenhöfen. Ihnen allen war gemeinsam, dass Jugendliche ihr Elternhaus verließen, um Dienst in fremdem Haus zu leisten. Sie erhielten dort Kost und Quartier und waren für die Dauer ihres Verbleibs Mitglieder der jeweiligen Hausgemeinschaft.

### Existenzielle Sicherheit

Wie die einleitenden Zitate zeigen, darf dabei nicht immer an ein familienhaftes Verhältnis im heutigen Verständnis des Wortes gedacht werden. Im Prinzip bedeutete Gesindedienst jedoch existenzielle Sicherheit. Zugleich bewirkte er auch soziale Integration der Zugewanderten. So schwierig es im System des Gesindediensts für viele Betroffenen gewesen sein

mag, sich an ihre Umgebung anzugleichen – manche Integrationsprobleme heutiger Migranten stellten sich für sie nicht. Die Eingliederung von Hunderttausenden von Zuwanderern aus Böhmen in die Wiener Bevölkerung veranschaulicht den Unterschied.

Die Institution des Gesindediensts war ein typisch europäisches Phänomen. Sie begegnet uns in historischen Zeiten von England bis an die Adria, von der Iberischen Halbinsel bis nach Skandinavien – also in jenem Großraum, den man seiner kulturellen Prägung nach als „Lateineuropa“ bezeichnen kann. Im Osten und im Südosten des Kontinents fehlt sie. Auch in den benachbarten Regionen des Orients findet sie sich nicht. Das hat mit Unterschieden in der Familienverfassung zu tun. Wo patrilineare Abstammungsbeziehungen dominieren, dort ist die Aufnahme von nichtverwandten Personen in die Hausgemeinschaft schwierig. Gesindedienst setzt abgeschwächte Abstammungs- und Verwandtschaftsbeziehungen voraus.

Bei Personen, die Gesindedienst leisteten, handelte es sich prinzipiell um ledige Jugendliche. Von wenigen Ausnahmen abgesehen war Heirat mit Dienst in fremdem Haus unvereinbar. Das relativ hohe Heiratsalter in europäischen Kulturen der Vergangenheit – das sogenannte „European marriage pattern“ – erscheint sehr maßgeblich durch die lange Dauer des Gesindediensts mit zu meist wechselnden Stationen bedingt. Gesindedienst war also stets individuelle Wanderung, nie Fa-

milienmigration. Auch darin liegt ein wesentlicher Unterschied zu Verhältnissen der Moderne.

Durch den Gesindedienst bedingt war im historischen Kulturraum Europa im Vergleich zu Nachbarregionen ein relativ hohes Maß an regionaler Mobilität gegeben. Gemessen an den Migrationsdistanzen der Gegenwart handelte es sich jedoch überwiegend um Nahwanderung. Von den verschiedenen Gesindetypen kamen die Handwerksgehilfen am weitesten herum. Ihr Wanderweg führte gelegentlich quer durch Mitteleuropa. In der Regel wurden auch große räumliche Distanzen zu Fuß zurückgelegt.

Der böhmische Schusterlehrling, der 1910 per pedes nach Wien kam, war damals allerdings schon eine Ausnahme. Mit der Ausgestaltung des europäischen Eisenbahnnetzes wurde die Grundlage für immer weiter ausgreifende Migrationssysteme gelegt. Im 20. Jahrhundert kam das

Flugzeug hinzu. Die verkehrstechnischen Voraussetzungen ermöglichten internationale bzw. interkontinentale Wanderbewegungen. Zuwanderung führte nun im Alltagsleben zur Begegnung mit bisher weitgehend fremden Kulturen – aus dem Balkanraum, aus dem Orient, aus Ostasien, aus Afrika. Der katholische Lehrling aus Böhmen hatte – von der Sprache abgesehen – mit seiner Umgebung in Wien viele kulturelle Gemeinsamkeiten. Für den serbischen Bauarbeiter, den türkischen Greißler, den ägyptischen Zeitungskolporteur galt das nicht ohne weiteres. Religiöse Unterschiede wirken tief in die Alltagskultur hinein. So stellen sich mit der Fernwanderung nach Wien in den letzten dreißig, vierzig Jahren neue Probleme der Integration, die es zu bewältigen gilt.

**MICHAEL MITTERAUER** (73), österreichischer Wirtschafts- und Sozialhistoriker. Er schrieb das Standardwerk: „Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs“.



**Wirtschafts- und Sozialhistoriker Michael Mitterauer.**

Foto: privat



In der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien werden seit den 1980er-Jahren autobiografische Schriften – Lebenserinnerungen, Familiengeschichten, Tagebücher – mit Österreich-Bezug gesammelt und ausgewertet. Die Textsammlung wird kontinuierlich erweitert und umfasst derzeit Lebensaufzeichnungen von etwas mehr als 3000 Personen, ent-

standen zwischen dem späten 18. Jahrhundert und der Gegenwart. Lebensgeschichtliche Zeugnisse der Aus- oder Zuwanderung seit der Mitte des 20. Jahrhunderts, sind aber noch rar und werden daher gesucht.

**Kontakt:**  
Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Mag. Günter Müller  
Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, 1010 Wien  
Tel. (01) 42 77-41306  
E-Mail: lebensgeschichten@univie.ac.at

Barocke Familienkonflikte „Castor et Pollux“ Seite 36

Literarischer Wanderer Catalin Dorian Florescu Seite 37

derStandard.at/Kultur



## Einwände gegen die Unbetroffenheit



Drei Künstlerinnen mit migrantischem Hintergrund haben die STANDARD-Schwerpunktausgabe „Migration“ mit ihren Interventionen gestaltet: ein Porträt von Nina Kusturica, Borjana Ventzislavova und Catalina Molina.

Dominik Kamalzadeh

Wien – „Es gibt keine Diskussion!“ An diesen Satz ihres Vaters kann sich Nina Kusturica besonders gut erinnern, denn er ist in einer außergewöhnlichen Situation gefallen: „Es war das erste und einzige Mal, dass mein Vater autoritär wurde.“ Die Entscheidung war unverrückbar: Die Familie wird das vom Krieg erschütterte Sarajewo verlassen und einen der letzten Busse nach Wien nehmen. Die damals 17-Jährige wollte jedoch kein Flüchtling sein, und so brauchte es schließlich auch in Wien eine Weile, um die neuen Gegebenheiten zu akzeptieren. „Ich dachte die ersten paar Monate, wir kehren zurück“, erinnert sie sich.

Von den drei Künstlerinnen, welche die heutige STANDARD-Schwerpunktausgabe mitgestaltet haben, ist Kusturica die einzige, die eine Fluchtgeschichte zu erzählen hat. Doch auch Borjana Ventzislavova und Catalina Molina wurden nicht in Österreich geboren. Ventzislavova kam 1976 in Sofia, Bulgarien, auf die Welt, mit 19 ging sie nach Wien, um hier zu studieren – zuerst Informatik, dann in der Medienklasse von Peter Weibel an der Hochschule für angewandte Kunst. Molina, die an der Filmakademie studiert, ist am längsten in Österreich; ihre Eltern verließen Argentinien, als sie fünf Jahre alt war.

### Hilfe bei Scharfschützen

Die Erfahrung, zwischen mehreren Kulturen aufzuwachsen, hat alle drei in unterschiedlichen Ausmaßen geprägt – dennoch meint keine, daraus politisches Sendungsbewusstsein ableiten zu können. Kusturica hat ihre ersten Fertigkeiten als Cutterin aus Zusammenschnitten von TV-Nachrichten aus Bosnien erworben – „Ich dachte, das muss man dokumentieren!“ – etwa Ratschläge, wie man sich bei Beschluss durch Scharfschützen verhält. (Antwort: „Drei Minuten auf dem Boden liegen bleiben.“)

Borjana Ventzislavova, die mittlerweile eine eigene Familie in Wien hat, aber über keine österreichische Staatsbürgerschaft verfügt, fühlt sich keinem Land ver-

bundener als einem anderen. Sie arbeitet einmal in Sofia, ein anderes Mal in Wien – „bei Angaben zu meiner Person schreibe ich auch immer beides hin“; von den bürokratischen Schikanen um Visum-Verlängerungen, mit denen sie in Österreich vor dem EU-Beitritt Bulgariens konfrontiert war, sei sie aber schon geprägt. „Auch sprachlich habe ich mir anfangs in der Angewandten schwergetan“, erzählt sie, „weil so viele österreichische Akzente gesprochen wurden.“

Catalina Molina fährt immer wieder nach Argentinien, ein Jahr lang hat sie auch in Buenos Aires studiert. In ihren Arbeiten, die vor allem narrativ ausgerichtet sind, geht sie von den Emotionen bestimmter Figuren aus – etwa in dem Kurzfilm *Talleros Clandestinos* (2010) („Geheime Werkstätte“), in dem sie von einer jungen bolivianischen Frau erzählt, die ihren Mann und ihr Kind zurücklassen muss, um in einem argentinischen Sweatshop zu arbeiten. „Das Entwurzelt-Sein konnte ich nachvollziehen – ich kenne auch solche engen familiären Strukturen.“

Migration, die Themenstellung des STANDARD, habe Molina schwierig gefunden, weil sie so umfassend ist – zumal für einen filmischen Beitrag in der Kürze eines Youtube-Videos. Für die Printausgabe hat sich Molina eine grafische Intervention einfallen lassen, die sich an Anzeigenformat orientiert (siehe ALBUM). Was zunächst wie ein Inserat für eine exotische Urlaubsdestination aussieht, verändert über vier Seiten hinweg seine Ausrichtung. Kurzum: Die Anzeige verwischt, breitet sich wie Rauch auf den re-

daktionellen Bereich der Zeitung aus. „Willkommen in Europa“, heißt es am Ende, aber da klingt das bereits wie eine bedrohliche Warnung. Die Idee dazu geht auf Recherchen über Boat-People auf dem Mittelmeer zurück, erklärt Molina, die den Pauschalismus mit einer gänzlich anderen Fluchtidee konfrontiert.

Nina Kusturica hat sich in ihren Arbeiten auf vielfältige Weise mit Migration und ihren politischen Implikationen beschäftigt – beginnend mit ihrem ersten Kurzfilm, *Draga Ljiljana* (2000), in dem sie acht Jahre nach ihrer Flucht in Bosnien nach einer Freundin von früher sucht. Ihr bislang letzter Film war der Dokumentarfilm *Little Alien* (2010), mit Empathie und Umsicht stellt sie sich darin an die Seite von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen und zeigt die Schikanen bei der Asylsuche in Österreich auf.

### Begriffe gegen Schikanen

Bei den Vorführungen des Films – er wurde auch vielen Schülern gezeigt – fiel Kusturica vor allem der Mangel auf, mit den Schicksalen der Jugendlichen entsprechend umzugehen, dafür die passenden Begriffe zu finden. Die Fotoserie und der Film *Morgen ist mein Tag* für den STANDARD (Seite 1 bis 12) setzen dem etwas entgegen: Fallgeschichten von Migranten werden an nicht involvierte Personen wie eine Staffel weitergereicht. „Diese Geschichten migrieren ja auch durch uns hindurch“, sagt Kusturica, „also ließ ich Österreicher Texte von Flüchtlingen sprechen.“

Filmausschnitte, die konkrete und assoziativere Fluchtetappen zeigen, lässt sie gleichzeitig auf die sprechenden Personen projizieren. Eine vergleichbare Hervorhebung wird über die Schrift versucht, die in den Fotos rahmensprengend vergrößert wird. Die einzelnen Bestandteile der Erzählung und ihre Präsentation bricht Kusturica damit auf, der Betrach-



Borjana Ventzislavova, Catalina Molina und Nina Kusturica (v. li.) plädieren in ihren Arbeiten dafür, eingebaute Sichtweisen auf Migranten und deren Schicksale zu verlassen – sie selbst stammen aus Bulgarien, Argentinien und Bosnien-Herzegowina.  
Foto: privat

ter muss sie neu zusammensetzen und auf diese Weise zu etwas Eigenem machen.

Ventzislavovas Bilder (Seite 13 bis 17) operieren auch mit Kontrasten; die neue Bedeutungen generieren: Menschen mit migrantischem Hintergrund posieren vor Teppichen, die österreichische Institutionen wie das Parlament oder das Wiener Rathaus zeigen. Das eigentliche Setting, in dem die Bilder nur aufgespannt sind, bilden transitiere Räume, die mit Fluchtbewegungen in Verbindung stehen: Brücken, eine Autobahn, Flughafengelände. Unter den Bildern sind wie auf Zigarettenpackungen Texte angebracht, mit denen jedoch keine Warnun-

gen, sondern politische Losungen wie etwa von „Demokratie statt Integration“ verbreitet werden. Ab 2. Februar ist die Arbeit auch in einer Ausstellung in der Galerie Bäckerstraße 4 zu sehen.

Ventzislavova, die ihr politisches Erweckerlebnis in einer Kollektivarbeit mit unbegleiteten migrantischen Flüchtlingen hatte, klagt in ihrem Beitrag vielleicht am vehementesten politische Verantwortung ein. Gemeinsam mit den beiden anderen Filmemacherinnen plädiert sie im STANDARD dafür, Wahrnehmungsweisen von Menschen, die auf der Flucht sind, zu hinterfragen – und damit auch die eigene Unbetroffenheit.

➔ [derStandard.at/MigrationVideos](http://derStandard.at/MigrationVideos)

BLACK SWAN OmU exklusiv im GARTENBAUKINO

KULTUR-TIPP TAGESAKTUELL

KÜNSTLERGESPRÄCH & FINISSAGE

(re)designing nature

Regula Dettwiler, Anna Detzlhofer, Jochen Koppensteiner,

Christian Philipp Müller

Moderation: Iris Meder, Susanne Witzgall

Künstlerhaus, So, 15 Uhr, 1., Karlsplatz 5, [www.k-haus.at](http://www.k-haus.at)  
WIEN



AKADEMIE DER BILDENDEN KÜNSTE WIEN

Rundgang 2011

durch die Sammlungen, die Ordinariate und Ateliers des Instituts für bildende Kunst, für Kunst- und Kulturwissenschaften, für Kunst und Architektur, für das künstlerische Lehramt, für Konservierung- Restaurierung sowie des Instituts für Naturwissenschaften und Technologie in der Kunst.

Infos T: 01/588 16, [www.akbild.ac.at](http://www.akbild.ac.at)  
WIEN

bezahlte Anzeigen

Nähere Informationen: T: 01/531 70-132 und 133, F: -479  
E-Mail: [kulturanzeiger@derstandard.at](mailto:kulturanzeiger@derstandard.at)



# „Es gibt kein Entrinnen vor der Fremdheit“

Ein literarischer Wanderer zwischen den Welten:  
Der gebürtige Rumäne **Catalin Dorian Florescu** sprach mit **Koschka Hetzer-Molden** über seinen neuen Roman und über Mythen, Legenden und Klischees seiner Heimat.

STANDARD: *In Ihren Romanen geht es sehr sinnlich und erdgebunden zu. Es wird getrunken, geflücht, geliebt, es riecht nach Knoblauch, und der Aberglaube ist weit verbreitet ...*  
**Florescu:** ... Dabei bin ich ein Fast-abstinenzler. Vater schaffte es, die Süchte von unserer winzigen, schäbigen Plattenbauwohnung in Timișoara fernzuhalten. Meine Mutter musste auf dem Balkon rauchen, da gab sie es schnell auf. Eigentlich hat er in den Siebzigern durchgesetzt, was jetzt überall gesetzlich verankert wurde: Raucher müssen vor die Türe. Vaters privater Krieg gegen die Süchte führte dazu, dass ich kein Raucher oder Trinker wurde, aber ein mindestens genauso getriebener Schriftsteller. Vermutlich sind mir deshalb die Trinker sympathisch. Sie nehmen sich mehr Freiheiten als ich.

STANDARD: *So haben sich viele Menschen im Westen Rumänien vor der Öffnung vorgestellt. Spielen Sie da nicht mit Klischees?*

**Florescu:** Natürlich nicht. So sehe ich starke Literatur: Verwurzt in den sinnlichen Gegebenheiten des Lebens und diese beschreibend. Was sollen Romane sonst tun, es sei denn, sie reproduzieren literarisch den faulen, hohlen Zeitgeist der Gegenwart? Die Welt riecht, stinkt, sie ist schrill, bunt, laut, intensiv, leidenschaftlich, manchmal unerträglich, ungerecht, kurzum: lebendig. Was für den Westler ein Klischee ist oder skurril, ist dort draußen, in der lebendigen Welt, bittere, tragikomische, tagtägliche Realität. Unsere Städte sind geruchlos, steril, krankenhauserf eigentlich. Begegnung ist eine ritualisierte Form der Freizeitindustrie. Sobald man den Westen verlässt, intensivieren sich die Wahrnehmungen. Mit solch einer Erlebniswelt aus Osteuropa wurde ich durch meine Geburt beschenkt.

Ion etwa, Protagonist meines Romans *Der blinde Masseur*, Besitzer einer sagenhaften Bibliothek von 30.000 Büchern, isst Zwiebeln und Brot und Speck und trinkt Schnaps, gleichzeitig unterhält er sich über Camus und Heidegger. Aber weder Rumänien noch meine Romane lassen sich auf diese Elemente reduzieren, sie sind nur die Würze in meiner literarischen Suppe. Ich bin froh, dass sich viele Orte der Welt Formen kultureller Eigenständigkeit bewahrt haben. Sie werden nach und nach aussterben, nicht durch die EU, aber wohl durch den alles nivellierenden Konsumkapitalismus. Solange aber sind sie für mein Schreiben reinsten Sauerstoff.

STANDARD: *Nach Ihrer Flucht aus Rumänien mit Ihren Eltern vor 30 Jahren ist die Schweiz schon lange Ihr neues Zuhause. Haben Sie zwei „Heimaten“ oder eine Heimat und ein Exil?*

**Florescu:** An beiden Orten fehlt ein Teil. In der Schweiz ist es die

Kindheit, die prägend ist. Aber ich partizipiere an der Gegenwart der Schweiz, auch wenn das immer schwieriger wird angesichts des Rechtsrutsches der Gesellschaft. In der Schweiz konnte ich mich ohne Angst und Überlebenskampf entfalten. Doch wenn ich Schweizerdeutsch rede, habe ich einen Akzent. Und oft genug stehe ich diesem Menschenschlag befremdet gegenüber. Den Rumänen aber ebenso. Und einen Akzent habe ich auch auf Rumänisch. Dieses Land war gut zu mir, es verstieß mich nicht, nachdem ich es bei der Flucht verließ. Fremd bleibe ich an beiden Orten, es gibt kein Entrinnen vor der Fremdheit. Als Schriftsteller aber weiß ich, dass ich keine nationale Zugehörigkeit habe. Ich bin ein europäischer Schriftsteller deutscher Sprache.

STANDARD: *Wie entstehen Ihre Figuren? Gibt es manche von ihnen wirklich?*

**Florescu:** Ich werfe oft meine Netze aus, im Banat, in Timișoara. Wenn ich sie wieder ins Boot hole, sind sie voller Geschichten. So fand ich darin einmal die Geschichte eines blinden Masseurs, der seit Jahrzehnten Menschen dazu brachte, seine Vorleser zu werden. Er bildete sie, und sie bildeten ihn. Oder jene Zairas, der berühmten Puppenspielerin, die während des Prager Frühlings nach Amerika flüchtete und von dort als alte Frau zu ihrer einstigen großen Liebe zurückkehrt. Ich schäle aus diesen Geschichten die vielen Facetten des Dramas des menschlichen Lebens heraus.

STANDARD: *In Ihren Romanen spielt nicht nur das Überleben eine große Rolle, sondern auch die Fähigkeit zu lieben. Ihre Romanfiguren geben nie auf – so auch im neuen Roman „Jacob beschließt zu lieben“.*

**Florescu:** In dieser Familiengeschichte, die im 18. Jahrhundert in Lothringen beginnt und im Banat unter den Kommunisten endet, geht es um den nie aufhörenden Kampf ums Überleben, um eigenen Grund und Boden. Und darum, dass Zivilisation auf Gewalt gründet. Kaiserin Maria Theresia brauchte Kolonisten als gute Steuerzahler. Sie rief, und Abertausende von Lothringern, Elsässern, Deutschen, Italienern, Österreichern setzten sich in Bewegung, um ihr Glück im Osten zu suchen. Wenn sie die gefährliche Fahrt auf der Donau überlebten, gründeten sie im Banat Dörfer mit Namen wie Liebling, Triebswetter, Gottlob. Damals war die Projektion des Glücks eben dort und nicht, wie heute, im Westen. In diesen Zeiten voller Kriege, Hunger und Ungerechtigkeit behält nur Jacob, der Held des Romans, seine Menschlichkeit und Liebefähigkeit.

STANDARD: *In alten rumänischen Kochbüchern findet man Speisen*



**Catalin Dorian Florescu** beschreibt sich als europäischer Schriftsteller deutscher Sprache. Im Februar erscheint von ihm „Jacob beschließt zu lieben“ (Verlag C. H. Beck), wie schon seine Romane „Wunderzeit“ (2001), „Der blinde Masseur“ (2006) und „Zaira“ (2008) tief verwurzelt in den sinnlichen Gegebenheiten des Lebens und seiner rumänischen Heimat.  
Foto: C. H. Beck

32 verschiedener Ethnien. Gibt es diese Multikulturalität heute noch in Rumänien?

**Florescu:** Im Banat allein leben Rumänen, Deutsche, Ungarn, Serben, Bulgaren. In Timișoara, meiner Heimatstadt, gibt es Theater, Zeitungen und Schulunterricht in mehreren Sprachen. Die Partei der Ungarn regiert seit 10 Jahren mit. Es gibt orthodoxe und katholische Kirchen, Synagogen und im Osten auch Moscheen. Andererseits sind viele Synagogen verfallen und ebenso die Burgkirchen der Siebenbürger Sachsen wie auch viele ihrer Häuser. Denn sie sind nach Deutschland gezogen. Doch der Bürgermeister von Hermannstadt – Kulturhauptstadt Europas 2007 – ist deutschstämmig, gewählt von Rumänen. Rumänien war ein Land am Kreuzweg vieler Kulturen, Imperien – Habsburger, Türken, Russen – eine lateinische Insel im Slawenmeer. Man lernte zu überleben, entwickelte eine große Anpassungsfähigkeit und

Flexibilität. Der Rumäne geht nicht so schnell unter, er improvisiert, schlängelt sich durch, listig und verwegen. Auch Humor war wichtig, nur so hielt man sich ein wenig die Diktatur vom Leib.

STANDARD: *Ihre Leser erfahren viel über eine Welt, die ihnen noch vor 20 Jahren, vor der Revolution, verschlossen war.*

**Florescu:** Rumänien hat eine reiche Kultur, die zu wenig bekannt ist. Erst seit kurzem werden Schriftsteller übersetzt, erhalten Regisseure wichtige Filmpreise. Es gibt in Rumänien die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Das pulsierende, moderne Leben der Städte und nur einige Kilometer entfernt das Landleben, rückständig und arm. Aber auch reich an Legenden, Mythen, Volksliedern. Eines aber ist Rumänien nicht: das düstere Land aus den Büchern von Herta Müller. Manche Menschen lesen sie beinahe schon wie Geschichtsbücher. Dabei steht auf

dem Umschlag genauso wie bei mir: Roman. Fiktion also, eine Vision über einen bestimmten Ausschnitt der Realität. Ein schlimmer Ausschnitt, der unschuldige Menschen terrorisiert hat, Rumänen wie Deutsche. Aber das Leben so vieler lebenswürdiger Leute nur darauf zu reduzieren wäre wahrlich ein ziemliches Klischee.

STANDARD: *Sie reisen viel, zurzeit sind Sie „Stadtschreiber“ in Baden-Baden. Wie gestalten Sie diese monatelangen Aufenthalte an fremden Orten?*

**Florescu:** Ich bringe mich in das Leben der Stadt ein. Auftritte, Schreiben für die regionale Presse, Begegnungen mit Bürgern der Stadt, Lesungen und Gespräche in Schulen und vieles mehr. Ich gebe meiner Lebenszeit Sinn, auch oder gerade dann, wenn ich wieder einmal literarisch nomadiere. Es ist mein Rezept gegen die Einsamkeit.

**CATALIN DORIAN FLORESCU** (43), geboren in Timișoara in Rumänien, floh 1982 mit den Eltern in den Westen. Er studierte in Zürich Psychologie und arbeitete sechs Jahre als Psychotherapeut mit Drogenabhängigen. Seit 2001 lebt er als freier Schriftsteller in der Schweiz.

MIGRATION  
Die Welt in Bewegung

„  
Ich werfe  
meine Netze  
aus. Wenn ich  
sie wieder  
ins Boot hole,  
sind sie voller  
Geschichten.

“

**Musik WUK**  
www.wuk.at  
**Iron And Wine**  
Do 10. Februar, 20 Uhr

## VERANSTALTUNGSANZEIGER

bezahlte Anzeigen

Nähere Informationen: Eva Fuith, T: 01/531 70-133, F: -479  
E-Mail: eva.fuith@derstandard.at

### DIPLOM- & MASTERLEHRGÄNGE

»Coaching & Organisationsentwicklung / PE« – MSc  
Infoseminar: 27. Jän, 20 Uhr, ARGE-Haus, Start: 8. Apr

»Psychoziale Beratung / Lebens- und Sozialberatung« – MSc  
Infoseminar: 1. Feb, 18 Uhr, ARGE-Haus  
Start: 18. Mar



T: 01/263 23 12-0, Fax-DW 20  
www.bildungsmanagement.ac.at,  
office@bildungsmanagement.at

WIEN, 00, VBH-STMK, BFI-KÄRNTEN, VHS-TIROL, KVV-SÜDTIROL, DEUTSCHLAND

### KOLLEG / DIPLOMLEHRGANG

»Kolleg für Sozialpädagogik für Berufstätige«  
Infoseminar: 27. Jän, 18.30 Uhr, Institut für Sozialpädagogik,  
Schloßhofer Str. 4/Stiege 6/3, Stock, 1210 Wien  
Start: Herbst 2011

»Konflikt- und Mobbingberatung«  
Start: 19. Feb

WATCHLIST

MUSIK 23. 1., Chelsea, 21.30 22 Pistepirkko

Die finnische Band 22 Pistepirkko ist seit einem guten Vierteljahrhundert umtriebiger. Anders als Klischee-Kasperln wie die Lenin-grad Cowboys bewegen sie sich ernsthaft zwischen Rock, elektronischer Pop-Musik, zarter Psychedelic und behutsamen Country-Anflügen.

MUSIK 22. 1. Theater Akzent, 19.30 Alegre Corrêa & Karl Hodina, Roland Neuwirth

Das Festival In Between spannt zum vierten Mal Wiener und Wahl-Wiener MusikerInnen zusammen: Zum Auftakt treffen der aus Südbrazilien stammende Gitarrist und Sänger Alegre Corrêa und seine Band für einen Abend auf die Wienerlied-Spezialisten Karl Hodina und Roland J. L. Neuwirth.

MUSIK 22. 1., Echoraum, 20.00 ÖNCZkekvist

Im August 2010 trafen sich junge Improvisatoren aus Österreich, Norwegen und Tschechien (Code-Name: „ÖNCZkekvist“), um nach einem Workshop ein Spontankonzert in 30-köpfiger Besetzung zu geben.

THEATER 22. & 24. 1. Burgtheater, 19.30 Mea Culpa

Mit der Krankheitsverarbeitungs-Opernrevue Mea Culpa ist dem im Vorjahr verstorbenen Regisseur Christoph Schlingensiefel auf hinreißende Weise gelungen, das Burgtheater in eine Therapiestation zu verwandeln.

AUSSTELLUNG 23. 1., Künstlerhaus, 15.00, Künstlergespräch (re)designing nature

Die positiv stimmenden Visionen und Ideen der Ausstellung (re)designing nature zu Kunst und Landschaftsarchitektur können erfreulicherweise länger (Verlängerung bis 27. 2.) wirken. Am Sonntag Künstlergespräch mit Regula Dettwiler, Anna Detzlhofer, Jochen Koppensteiner, Christian Philipp Müller. (kafe)

FORUM 22. 1., Mumok, ab 15.00 The Moderns

Zum Abschluss der Schau zur Verbindung von Kunst und Wissenschaft zwischen 1890-1935 finden Vorträge und Diskussionen statt: Mit Künstlerin Katarina Matiasek, Wissenschaftshistorikerin Lorraine Daston u. a. (kafe) www.mumok.at

VON DOUBLES UND ORIGINALEN

NÖ-Kabarettprogramm

Andrea Schurian

Hoppla. Der Villacher Fasching wird von der politischen Alltäglichkeit tiefschmähmäßig spielend unterboten.

Das Kabarett Simpl sucht seit Anfang dieser Woche ein Erwin-Pröll-Double. Und obwohl Pröll jetzt wirklich kein böser Ausländer, sondern der deutschen Sprache mächtiger Landeshauptling ist, empört das die Blauen. FPÖ-Generalsekretär Krickl (dessen Name übrigens frappant an den Kopfschmuck eines Rehbocks erinnert) hofft öffentlich, der Auftritt des E.-Pröll-Doubles werde nicht der Huldigung des niederösterreichischen Landeshauptmannes dienen.

Das ist eine echt blaureife Erkenntnisleistung. Die Schwarzen, auch

nicht maulfaul, kontern. Ebenfalls via offizieller Post: Für Krickl suche genau niemand ein Double. Das sage alles über seine Akzeptanz in der Bevölkerung. Ebenfalls eine reife (schwarze) Erkenntnisleistung.

Die der Grünen und Roten steht in diesem Politikabarett mit niederösterreichischem Hauptwohnsitz noch aus, dafür gibt's eine weitere blaue Replik: Krickl lehne es ab, sich doublen zu lassen: „Anders als die niederösterreichische ÖVP, die ohne Erwin Pröll supernackt ist, setzt die FPÖ auf Originale.“

Genau. Fast hätte man's vergessen können. Poppt nur die Frage auf: Für dieses Kabarettprogramm müssen wir Zwangseintrittsgebühren vulgo Steuern zahlen?

derStandard.at/KulturGlosse

Die Bewerbungsspielchen

Das Volkstheater in den Bezirken zeigt „Die Grönholm-Methode“ von Jordi Galceran: Ein Porträt der zynischen Arbeitswelt.

Sabina Zeithammer

Wien – Ein Mann im dunkelgrauen Anzug betritt einen Konferenzraum. Er hat es in die Endrunde eines Bewerbungsverfahrens geschafft, ein hochbezahlter Managerposten erwartet ihn, wenn er im letzten Gespräch überzeugt. Doch statt der Personalchefs gesellen sich zwei Männer und eine Frau zu ihm, die ebenfalls zu den Bewerbern zählen.



Auf der Suche nach Schwächen der Mitbewerber: Vier Konkurrenten in „Die Grönholm-Methode“. Foto: Jodlbauer

zur Personalabteilung gehört.

Damit beginnt eine Reihe von Aufgaben und Spielen, die die Vier lösen und bestehen müssen. Wer den Raum verlässt, hat verloren. Wo zunächst nur Kälte und nervöser Smalltalk zwischen den Konkurrenten herrschen, zieht Unsicherheit ein: Wer täuscht eine falsche Identität vor? Was ist das Ziel der Spiele, die weit hinter die Grenzen der Privatsphäre reichen?

Mit jeder Wendung in Jordi Galcerans Stück Die Grönholm-Methode, das Katrin Hiller für das Volkstheater in den Bezirken inszeniert hat, muss auch das Publikum aufs Neue abwägen, was noch für glaubhaft gehalten werden kann.

Die Konkurrenzsituation holt das denkbar Schlechteste aus den Bewerbern heraus: Lügen, Betrug und Spott dominieren. Die Zuseher sind indes belustigt. Die Skurrilität der zu lösenden Aufgaben, das kindische Verhalten der Bewerber und die bissigen Kommentare, mit denen sie sich gegenseitig schlecht machen, sind komisch.

Dass es eigentlich grausam und verzweifelte Lacher sind, fällt nicht weiter auf, denn Mitleid ist dem Publi-

kum verwehrt. Stehen doch vier „Ungunst“ auf der Bühne, über die man sich gern amüsiert.

Ein Ensemble aus hervorragenden Darstellern erweckt das unsympathische Quartett zum Leben: Günther Wiederschwingler, Anselm Lippens, Martina Stilp und Tim Breyvogel glänzen in vier ebenbürtigen Hauptrollen.

Die zweite Hälfte ist beklemmender, das Lachen verstummt – am Ende sind nicht nur die Figuren müde und betrogen. Jordi Galceran erzeugt eine bittere Leere, deren Ursache nicht die menschenverachtenden Personalauslesemethoden sind.

Ein Loch klafft, weil er sein Publikum ohne einen einzigen erlösenden Satz, ohne jemanden hinterlässt, der sich in die richtige Richtung wenden würde. Seine Karikatur der Arbeitswelt beinhaltet nichts Gutes, das die untergegangene Moral wie eine Rettungsboje tragen könnte.

>> 23. 1. bis 28. 2., in verschiedenen Wiener Bezirken. 52111-0, 19.30

Koordination und Redaktion: Margarete Affenzeller

JUNIORTÜTE

23. 1. Froschperspektive

Nicht nur hinter den Ohren ist der Froschprinz grün. Bis er die Froschprinzessin trifft, die in ein Menschenkind verzaubert wurde. Um sein liebstes Spielzeug, eine goldene Kugel, zurückzubekommen, verspricht der Grüne allerlei. Nur blöd, dass er davon nichts einlösen will. Ob es doch noch ein Happy End gibt und Prinz und Prinzessin schließlich zueinanderfinden, erfahren Kids ab vier Jahren in Der Froschkönig: eine Aufführung samt Musik des theater sich Art, frei nach Janosch zu den Themen Erwachsenwerden und Liebe. (dog)

Theaterschachtel Hallein, 06245/817 93. 16.00

THEATERPROGRAMM

WIEN Braum-anatomietheater Wien 0650/323 37 77 Raum 2: Die Präsidentinnen Sa 19.30 brut im Konzerthaus Wien 587 05 04 You Dirty Dancing Sa 20.00 So 20.00 Burgtheater 514 44-4440 Mea Culpa Sa 19.30 Vestibül: Stroszek Sa 20.30 So 20.30 Gloria Theater 278 54 04 www.gloriateater.at Die Kaktusblüte Sa 20.00 So 15.00 Interkulttheater 587 05 30 www.interkulttheater.at Derwisch erzählt 5 Sa 19.30 International Theatre 31962 72 1984 Sa 19.30 Kammerspiele 42 700 410 Ladies Night Sa 20.00 So 15.00 Altweiblerfrühling So 20.00 Kasino 514 44-4440 www.burgtheater.at Krieg und Frieden Sa 18.00 So 18.00 Kosmos Theater Wien 523 12 26 www.kosmos-theater.at Being Else Sa 20.30 L.E.O. Wien 712 14 27 Cosi fan tutte Sa 19.00 Marionettentheater Schloss Schönbrunn 817 32 47 Die Kinderfledermaus Sa 16.00 Die Zauberpflöte Sa 19.00 So 16.00 Die Kinderzauberpflöte So 11.00 Museumsquartier 523 58 81 Halle E: Último Tango Sa \* 16.00 20.00 So 19.00 Odeon Wien 216 51 27 School of Night Sa 20.00 Off Theater Wien 0676/360 62 06 Die amerikanische Pöpsstin Sa 20.00 990 81 51 Bash. Stücke der letzten Tage Sa 20.00 Palais Kabelwerk Wien 802 06 50 www.palaiskabelwerk.at Leonce und Lena Sa 19.30 Raimundtheater 599 77-27 www.vbv.at Ich war noch niemals in New York Sa 19.30 So 18.00

Ronacher 514 11-207 www.vbv.at Tanz der Vampire Sa 19.30 So 18.00 Schauspielhaus Wien 317 01 01-18 Nachbarn: Kreisky - wer sonst? (3) Sa 20.30 Staatsoper 514 44-0 Cosi fan tutte Sa 19.00 Die Zauberpflöte Sa 19.00 Stadttheater Walfischgasse Wien 512 42 00 Der Cleopatra Club Sa 20.00 TAG Wien 586 52 22 www.dasTAG.at Richard 2 Sa 20.00 Drama Slam Sa 19.00 Theater Akzent Wien 501 65-3306 www.akzent.at Jakobs Manage Sa 14.30 Theater an der Wien 588 30 www.theater-wien.at Castor et Pollux Sa 19.00 Theater der Jugend - Theater im Zentrum 521 10 www.tdj.at Die 39 Stufen Sa 16.00 20.00 Theater Drachengasse Wien 513 14 44 www.drachengasse.at Fracht (Nautisches Denken I-IV) Sa 20.00 Bar & Co: Einbau Sa 20.00 Theater in der Josefstadt 42 700-300 Eh wurscht Sa 19.30 So 15.00 Die Glut Sa 19.30 Theater Olé Wien 0699/188 117 71 www.theater-ole.at Mein Freund Orest Sa 19.30 Theater Scala Wien 544 20 70 www.theaterscala.at Der Getzige Sa 19.45 VHS Ottakring 523 05 89-77 www.volkstheater.at Die Grönholm-Methode Sa 19.00 Volksheim Heiligenstadt 890 30 92 Der jüngste Tag Sa 19.30 So 17.30 Volksoper 514 44/3670 Max und Moritz Sa 17.00 La Cenerentola Sa 16.30 Volkstheater 521 11-400 Der Alpenkönig und der Menschenfeind Sa 19.30 \* Premiere. Angaben ohne Gewähr.

WETTER

Überwiegend trocken

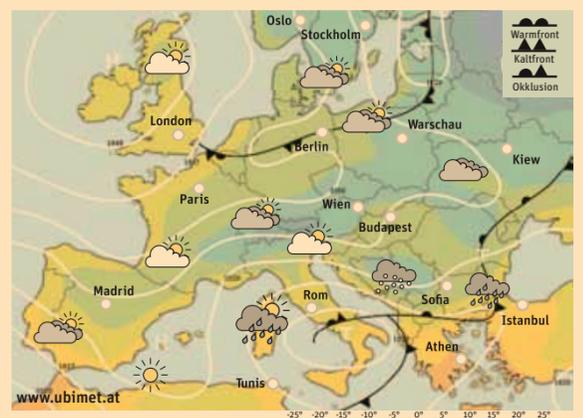
Am Rande eines kräftigen Hochs über Westeuropa fließt kalte Luft nach Österreich. An der Alpennordseite überwiegen meist dichte Wolken, lokal fallen anfangs noch einige Schneeflocken. Im Tagesverlauf lockern die Wolken hier etwas auf. Freundlicher ist es im Osten und Süden mit Sonne und lockeren Wolkenfeldern. In einigen Beckenlagen hält sich aber anfangs auch Nebel. Im östlichen Flach- und Hügelland weht lebhafter nördlicher Wind. Höchstwerte: -6 bis +2 Grad.

BIOWETTER

Der Hochdruckeinfluss wirkt sich vielfach günstig auf den Organismus aus. Die Schlaftiefe nimmt langsam zu, auch die Leistungsfähigkeit ist gesteigert. Mitunter treten aber noch Kopf- und Gliederschmerzen auf.

Table with weather forecasts for various cities (Wien, Bregenz, Eisenstadt, Graz, Innsbruck, Klagenfurt, Linz, Salzburg, St. Pölten) from Saturday to Monday. Includes temperature ranges and weather icons.

derStandard.at/Wetter



Wettervorschau für heute, 22.1.2011

Table with weather statistics for Wien, Innsbruck, and Klagenfurt, including relative humidity, temperature, and wind speed.

INTERNATIONAL section with weather forecasts for various global cities and a moon phase section for Wien.

# Es reicht! – Aufruf zum Bildungsstreik



„Wir sind Streberinnen“, verrieten Claudia Schmied (re.) und Beatrix Karl im gestrigen STANDARD. Zornige Kritiker/-innen ihrer Politik verweisen auf die Differenz zwischen Eifer und Begabung. Foto: Corn

## ERRATA

### Willkommen Bildungsbegehren

Wir sind Überzeugungstäter. Wenn wir Gewissheit erlangt haben, ficht uns kein Zweifel mehr an – und so präsentieren wir falsche Personen.

In unserer elektronischen Bild-datenbank sind derzeit knapp 9,5 Millionen Fotos gespeichert. Die allermeisten sind recht gut beschriftet, sodass es gar nicht so schwer ist, ein Bild zu finden. Problematisch wird es, wenn man sich seiner Sache zu sicher ist und den Begleittext nicht liest – oder dieser lückenhaft ist. In der Überzeugung, wir würden Frau Judit Marte-Huainigg vor uns sehen, haben wir ein Bild zu ihrem Text über das freiwillige soziale Jahr ins Blatt gerückt. Die Abgebildete ist jedoch Frau Katharina Sekulic, die die Erste Group bei einer Veranstaltung des Ehemanns der Gesuchten, Franz-Joseph Huainigg, vertrat. Die Überlegung, unter den Veranstaltungsfotos zu suchen, war wohl nicht unrichtig, ein Treffer war es dennoch nicht.

Auch ließen wir einen Johan Siemens die Uraufführung von Elfriede Jelineks Winterreise in München inszenieren. Die sprachliche Präzision der Autorin haben wir darin nicht erreicht, der Regisseur heißt Johan Simons.

Den Bildungsbürger in uns haben wir dieser Tage ganz gut versteckt. „Egon Schiele, 1890 in Krumau geboren, malte rund 40 Bilder von seiner Heimatstadt“, priesen wir Český Krumlov. Schiele und Krumau gehören zusammen, er war aber bereits 21 Jahre alt, als er in die Stadt seiner Mutter zog, zur Welt kam er in Tulln.

Und dann fragten wir noch einen chinesischen Dissidenten, „wie viel weiß Liu Xiaobo über die Verleihung des Literaturnobelpreises an ihn?“ Die korrekte Antwort gab ein Leser: Darüber weiß er gar nichts, wurde ihm doch der Friedensnobelpreis verliehen.

Es gibt also gute Gründe, sich über ein Bildungsvolksbegehren zu freuen. Wir berichteten über die Auftaktveranstaltung im Museumsquartier und ließen Konrad Paul Liessmann auf der Suche nach seinem Tischplatz eine Zahlenkolonne auf dem Namensschild dechiffrieren. Man stelle sich vor: Einen im Binärcode verfassen Kommentar zum

Zeitgeschehen verstehen! Die Übung war einfacher, es ging um eine Zahlenkolonne. Otto Ranftl  
Leserbeauftragter  
leserbriefe@derStandard.at  
otto.ranftl@derStandard.at

ANTONIO FIAN

## Politisches Kabarett

„Man ist als Kabarettist halt Teil einer gesamtgesellschaftlichen Hefe – und gestaltet sie teilweise mit.“ (Thomas Maurer, „Falter“ Nr. 3/2011)

(Nahe Zukunft. Vor einer Kabarettbühne. Mehrere jugendliche Zuhörerinnen und Zuhörer verlassen den Saal.)

ERSTER ZUHÖRER: Also, großartig. Ich hab' so gelacht! Vor allem der Scheuba, einzigartig.

ERSTE ZUHÖRERIN: Ja, der war heute in Hochform. Allein die Frisur, zum Niederknien.

ZWEITER ZUHÖRER: Den Palfrader hab' ich schon besser gesehen, muss ich sagen.

ERSTE ZUHÖRERIN: Als Kaiser war er natürlich unerreichbar. Das hängt ihm immer noch nach.

DRITTER ZUHÖRER: Außerdem war das Licht schlecht. Sogar noch schlechter als im Audimax damals.

ERSTE ZUHÖRERIN: Stimmt. Ich schau's mir sicher im Akademietheater noch einmal an. Dort g'hört's nämlich eigentlich hin.

DRITTER ZUHÖRER: Ja, die Dialoge sind super. Sowas von entlarvend.

ZWEITE ZUHÖRERIN: Kaum zu glauben, was das alles für Trottel sind. Allein dieser Androsch.

ERSTER ZUHÖRER: Androsch? Du meinst Grasser.

ZWEITE ZUHÖRERIN: Ach, der Grasser war das!

ZWEITER ZUHÖRER: Aber der Maurer war schon der Fritzl, oder?

(Sie gehen ab. Von fern ein Geräusch von Händereiben.)

(Vorhang)

Und ein Appell im Lichte des Generationenvertrags: Sollten angesichts der aktuellen Uni-Politik nicht einmal die „Alten“ für ihre Enkel auf die Straße gehen? Und tun sie's nicht: Wie wär's mit einem Ausstand der Zivildienere?

Ruth Beckermann

Wann gehen endlich die Studierenden und ihre Eltern, ihre Professoren, die Schüler und überhaupt alle auf die Straße? Wann gibt es einen Generalstreik gegen das Verdummungs-Verbrechen, das hierzulande an einer ganzen Generation begangen wird? Wann solidarisieren sich die Gewerkschaften mit den Studierenden und lassen die Züge der ÖBB und der Wiener Linien still stehen?

Vor einigen Tagen wurde einer meiner Filme in der Hochschule für Angewandte Kunst gezeigt. Ich war auf eine Horrorprojektion in einem Substandard-Hörsaal gefasst. Denn in der Kunstakademie gibt es keinen Ort, wo die Kunstformen des 20. und 21. Jahrhunderts in adäquater Qualität vorgeführt werden können. Doch die Studierenden zeigten mir stolz, wie sie selbst schwarze Vorhänge und Lautsprecher in der Mensa angebracht haben, also diese abends in einen Behelfsvideosaal verwandeln können. Kinoprojektoren und Vorführer könne sich die Uni nicht leisten und Platz gäbe es schon gar nicht. Seltensame moderne Zeiten, dachte ich, jedes läppische Gewerkschaftsheim hätte früher seinen Kinosaal samt ausgebildetem Vorführer.

Mag dies als Luxusproblem erscheinen, so steht es doch paradigmatisch für die gesamte Misere, die nun mit dem Schulterchluss der beiden Bildungsdamen ihren vorläufigen Höhepunkt fand: Sie haben die Lösung gefunden: Statt Geld, Platz und Personal Disziplinarmaßnahmen für 18-jährige Menschen! Diese sollen, eben erst aus einem langen, oft wenig erfreulichen Schulleben entlassen, im ersten Semester brav lernen, damit sie weiter studieren dürfen.

Dahinter steckt – diesmal ganz offen – Verachtung für das Studieren an sich. Studieren sollte nämlich neben fachlicher Ausbildung Zeit zum Nachdenken und Diskutieren geben, Zeit zur Suche nach sich selbst und zur Aneignung einer politischen Haltung. Das ist heute nur noch in den wenigen Fällen möglich, in denen sich Eltern die weitgehende Unterstützung ihrer Kinder leisten können. Im Normalfall hat jemand im ersten Semester nicht allein die radikale Umstellung vom Leben im Familienverband zur Organisation der neuen Freiheit zu verkraften, sondern auch Jobs zu suchen und sich im Chaos des hiesigen Unibetriebs zurecht zu finden.

Bereits jetzt wird ja z.B. an der WU mit Mobbing und Knockout-

Prüfungen in den ersten zwei Semestern auf untergriffige Weise der Numerus clausus nachgereicht. Diese neuen Selektionszutmungen dürfen nicht Gesetz werden! Statt internationale Auswahlverfahren wie Notendurchschnitt und Interviews anzuwenden, die immerhin fair sind, wird hierzulande nach unten getreten, wird nicht Intelligenz, sondern Disziplin belohnt. So macht man Unis zu Kasernen, so züchtet man angepasste Untertanen, keine konkurrenzfähige Elite.

Symptomatisch für die Damen: Schmied und Karl zogen die lustige Idee einer Zwangsberatung gleich wieder zurück, weil weder die Räume noch die Berater aufzutreiben sind. Sie sollten mal einen Tag in den Hörsälen einer Uni verbringen müssen – danach würden sie den Studierenden danken, dass sie dort überhaupt hin wollen; noch eklatanter wird der Widerspruch, wenn man sich ansieht, welche Prachtmuseen neben den verlotterten Unis stehen, wie z. B. das elegante MAK neben der vergammelten Angewandten: Repräsentation statt Bildung und Wissen. Touristenattraktionen fürs Museum Österreich. Wenn's so weitergeht, passt die Bundeshymne vom „Land der Hämmer“ wieder. In der Lehrlingsausbildung ist die Welt ja noch in Ordnung.

Was tun? – In Österreich wird der Generationenvertrag ganz einseitig ausgelegt. Zivildienere helfen zum Großteil alten Menschen. Von tatkräftiger Unterstützung einer qualifizierten Ausbildung der Jugend hört man bei Pensionisten dagegen nichts. Wäre es nicht auch denkbar, dass Großeltern bei der Geburt ihrer Enkel einen College-Funds anzusparen beginnen, wie in den USA üblich? Dass relevante Studiengebühren und großzügige Stipendien ebenso wie zinsfreie Darlehen eingeführt werden? Oder dass die Oldies einmal zu tausenden für die Interessen der Jugend Fahnen schwenkend über den Ring marschieren?

Anscheinend mangelt es den 50-80-Jährigen an Solidarität und Familiensinn. Anscheinend fahren sie lieber nach Mallorca oder ins Thermenhotel, statt sich für die Belange ihrer Kinder und Enkel stark zu machen. Der effektivste Protest gegen die Bildungsmisere wäre daher wohl ein Streik der Zivildienere, verbunden mit eindeutigen Forderungen. Der würde nicht allein den Bildungsdamen Beine machen!

RUTH BECKERMANN, Dokumentarfilmerin und Autorin, lebt in Wien.



Ruth Beckermann: Unis nicht zu Kasernen machen. F.: Corn



## Ein neues Geschichtsbild braucht das Land

Betrifft: Migration und nationale Erinnerungspolitik

Was ist im Zeitalter globaler Migration eigentlich noch „unsere“ Vergangenheit? Es sei die These gewagt, dass die historische Identität als exklusives Projekt nationaler Erzählungen heute überholt ist. Migrationsgeschichten sind in Österreich bislang aber vergessene oder randständige Geschichten. Ihre Aufnahme ins kollektive österreichische Gedächtnis steht aus. Dies gilt insbesondere für die Migrationen seit 1945.

Keine öffentliche Gedenktafel erinnert etwa an den Beitrag der Arbeitsmigranten an das „Wirtschaftswunder“ der Nachkriegszeit. In keiner offiziellen Jubiläumsveranstaltung wurde jemals der Anwerbeabkommen gedacht, die Österreich in den 1960er-Jahren mit Spanien, der Türkei und dem damaligen Jugoslawien abgeschlossen hatte. Und im mehr als 600 Seiten umfassenden Begleitband zur Ausstellung *90 Jahre Österreich*, die 2008 im Parlament gezeigt wurde, sind ganze zwölf Zeilen der Arbeitsmigration nach Österreich gewidmet.

Auch der Blick auf die historischen Museen belegt die Ausgangsthese: In Dauerausstellungen bleibt das Thema ausgespart. Größere Migrationsausstellungen hatten in den letzten zehn Jahren Seltenheitswert. Dies sieht in den europäischen Nachbarländern anders aus. In Paris öffnete im Jahr 2007 das erste nationale Migrationsmuseum Europas seine Pforten. In Deutschland und der Schweiz gibt es zivilgesellschaftliche Initiativen zur Schaffung eines solchen Ortes. Und in beiden Ländern wurden zahllose migrationshistorische Ausstellungen in etablierten Museen gezeigt.

Österreich hat also Nachholbedarf, eine an diese Entwicklungen anknüpfende – durchaus kontroverse – öffentliche Debatte über ein Migrationsmuseum und die Rolle der Migrationsgeschichte ist überfällig; auch und nicht zuletzt im Interesse der Herausbildung eines Wir-Gefühls aller Österreicher – ob zugewandert oder nicht.

Die tradierte österreichische Geschichte ist heute auch jene der eingewanderten Türken, Kurden, Serben, Kroaten und Inder. Höchste Zeit, dieser Entwicklung in der Erinnerungspolitik Rechnung zu tragen.

Christiane Hintermann, Historikerin am Boltzmann-Institut für Europäische Geschichte.

Rainer Ohlinger, Mitglied des Netzwerks Migration und Europa.



HÖRT MIR DOCH BLOSS AUF MIT DEM EIN- UND AUSWANDERN!  
HIER WIRD GEFÄLLIGST!  
NUR UNTERWANDERT.

LESERSTIMMEN

Learning by Doing

Betrifft: „Unbeschränkte Möglichkeiten“ von Karl Fluch

DER STANDARD, 20. 1. 2011

Die Kritik an der ORF-Sendung *Bürgerforum* über Türken in Österreich auf sprachliche Unzulänglichkeiten der Politiker-Diskutanten zu fokussieren wird der Sendung nicht gerecht. Immerhin war es wohlthuend, dass aggressive und verletzende Töne vermieden wurden.

Der Verlauf der Sendung wird zwar nicht alle Zuhörer voll befriedigt haben, was auch bei kontroversen Themen kaum zu erwarten ist. Wichtig ist aber, dass der Versuch unternommen wird, einen Beitrag zu einer Verbesserung der politischen Diskussionskultur in unserem Land zu leisten und anschaulich zu machen, dass Dialog nötig und auch sinnvoll ist.

So erfahren viele unserer Landsleute, für die die Begegnung mit Neu-Österreichern oft nur ein theoretisches Thema ist, wie tüchtig neu Zugewanderte in Österreich unterwegs sein können und vor allem wie sehr sie mit ausgezeichneten Deutschkenntnissen und mit gepflegter Sprechkultur aufwarten können. – Learning by Doing könnte für uns alle eine Devise sein, dem öffentlichen Dialog breiteren Raum zu geben. In diesem Sinn möchte man den ORF ermutigen, am Ball zu bleiben.

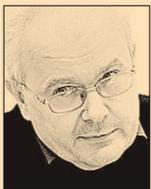
Dr. Otto Maschke,  
Botschafter i. R., per Internet



Borjana Ventiszlavova

**Nein zur repressiven, eurozentristischen und verkürzten Sichtweise von Migration.  
Nein zu rassistischen Kontrollen und zur Jagd auf Menschen.  
Nein zur High-Tech-Festung Europa!**

# Migrationsastrologie



Oder: Unter fremden Sternen. – Kleine Einführung zum aktuellen Stand der Herkunfts- und Hintergrunddeutung im Umgang mit Fremdgebürtigen – und zur zukunftsweisenden Relevanz dieser Erkenntnisse als Prognoseinstrument. F.: Corn

Bernhard Perchinig

Jeder Mensch wird zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort geboren. Weder das eine noch das andere ist von ihm beeinflussbar. Es gibt Menschen, die daran glauben, dass der Geburtszeitpunkt den Verlauf des zukünftigen Lebens deutlich beeinflusst. Sie bestimmen die Sternkonstellation, die zu dieser Zeit gerade herrschte, und leiten daraus weitreichende Aussagen über den Charakter und die Zukunft des Einzelnen ab. Von diesen Menschen heißt es, sie glauben an die Astrologie.

Seit einiger Zeit wächst auch die Zahl der Menschen, die glauben, dass aus dem Geburtsort entscheidende Informationen über den Charakter und das Leben des Einzelnen abzuleiten seien. Diese Menschen reden nicht über Sternzeichen, sondern über den „Migrationshintergrund“ – die Tatsache, dass eine Person selbst oder ein Elternteil nicht am Wohnort geboren wurde. Ebenso wie in der Astrologie eine bestimmte Sternkonstellation entschlossenes oder zögerliches Verhalten erklärt, wird der Migrationshintergrund – je nach der geografischen Verortung des Hintergrundinhabers und der politischen Positionierung des Sprechers – entweder als Indiz für interkulturelle Kompetenz oder als Ursache für soziales Fehlverhalten betrachtet.

Im Vergleich zur klassischen Astrologie steht diese „Migrationsastrologie“ jedoch erst am Anfang. Während die Astrologie ein komplexes System von Sternzei-

chen, Häusern und Aszendenten entwickelt hat, gibt es bis heute keine derart differenzierte Systematisierung von punktgenau bestimmten Migrationshintergründen und ihren Auswirkungen auf den Charakter ihrer Träger. Meistens werden höchstens Herkunftsländer als Differenzierungskriterium verwendet, kaum noch nach Regionen, Orten oder den genauen Koordinaten des Geburtsortes unterschieden.

Dies gilt umso mehr, je weiter der Geburtsort von Österreich entfernt ist: Während etwa allgemein vermutet wird, dass die Träger eines türkischen Migrationshintergrunds zu Integrationsunwilligkeit und Islamismus neigen, ohne dass die Intensität dieser

Neigung etwa mithilfe der Geburtskoordinaten exakt bestimmt würde, nimmt die Diskussion innerhalb Österreichs erfreulicherweise inzwischen zumindest die

Unterschiede der Bundesländer zur Kenntnis: Ein Kärntner Migrationshintergrund steht für einen großzügigen Umgang mit Geld und einen weniger generösen mit den Slowenen, ein oberösterreichischer für eine erotische Vorliebe für Keller und Verliese und ein Vorarlberger für eine ausgeprägte Neigung zum hölzernen Eigenheim in Kastenform. Andere Migrationshintergründe – deutsche, amerikanische oder tirolerische – und ihre spezifischen Auswirkungen auf die Lebensgestaltung der Betroffenen werden deutlich seltener diskutiert.

Auch ist das Wissen über die Bedeutung des Migrationshintergrunds als Prognoseinstrument noch lange nicht so tief in der Be-

völkerung verankert wie jenes über den Einfluss der Sterne. Allerdings wächst glücklicherweise inzwischen die politische Unterstützung für die Erkenntnis, dass der Geburtsort als zumindest ebenso wichtig für die Einschätzung der Eigenschaften eines Menschen anzusehen ist wie das Geburtsdatum. Bester Beweis dafür sind die großen Wahlgewinne all jener Parteien, die dieses Verständnis propagieren.

Spät, aber doch hat nun auch die Wissenschaft die Bedeutung dieses Begriffs entdeckt und entwickelt fleißig Indikatoren zur genauen Messung der hintergründigen Eigenheiten der Fremdgebürtigen. Statt detailverliebt und kostenintensiv sozialstatistische Daten für die gesamte Bevölkerung zu sammeln und zu interpretieren, reicht künftig ein Blick auf die Geburtsortverteilung der hierzulande Lebenden und ihrer Eltern – eventuell auch der Groß- und Urgroßeltern – für eine punktgenaue gesellschaftswissenschaftliche Analyse und eine individuelle Integrationsprognose.

Nun zeigt sich auch die Genialität der geplanten Einsparungen bei den außeruniversitären sozialwissenschaftlichen Instituten: Diese werden in Zukunft sowieso keine Arbeit mehr haben, eine große Migrationsdatenbank mit exakten Herkunftskoordinaten und vollintegrierten Hintergrund-Algorithmen wird für die Analyse der Gesellschaftsentwicklung völlig ausreichend sein. Nachdem durch die vielen Einbürgerungen der Reisepass heute ja nichts mehr über die Abstammung aussagt und niemand mehr wirklich weiß, wer woher kommt, wird dann endlich wieder auf einen Blick zu erkennen sein, wer schon immer da war und wer noch lange nicht dazugehört, ganz egal, wo der Geburtsort liegt.

BERNHARD PERCHINIG ist Politikwissenschaftler und arbeitet als Migrationsforscher an der Uni Wien. Er verfügt über einen Kärntner Migrationshintergrund.

HANS RAUSCHER

## Wozu sind all diese Leute pragmatisiert?



Die Pragmatisierung, also die praktische Unkündbarkeit, weitestgehender Versetzungsschutz etc., wird häufig als Argument verwendet, um das Berufsbeamtentum zu rechtfertigen. Diese Staatsdiener müssten eine so starke, um nicht zu sagen, privilegierte, Position haben, damit sie ihre Entscheidungen frei und unbeeinflusst von politischen oder sonstigen Interessenerwägungen treffen können.

So weit die politische Theorie. Die österreichische Realität sieht so aus: Im Prozess gegen den Chef einer Finanzdienstleistungsfirma, Wolfgang Auer-Welsbach, kam heraus, dass ein im Zuge einer Betriebsprüfung ein Prüfer des Finanzamtes Klagenfurt schon 2001 schwere Zweifel bezüglich einer Liechtenstein-Konstruktion hatte und dies auch in einem Aktenvermerk festhielt. Eine weiterführende Untersuchung unterblieb jedoch über Weisung eines höheren Finanzbeamten. Zur Erinnerung: Es war die Ära Grasser. Wozu ist der leitende Finanzamtbeamte eigentlich pragmatisiert?

Oder: Der frühere Manager der Bayerischen Landesbank, Gerhard Gribowsky, heute in München in Haft, hat vor einigen Jahren in Salzburg eine Firma und eine Stiftung gegründet, auf die einmal 22,5 Millionen und dann 27,5 Millionen Dollar eingingen (von den Virgin Islands). Der Raiffeisenverband Salzburg erstattete sogar Anzeige wegen Geldwäsche, aber die Staatsanwaltschaft gab sich mit der

lachsartigen Erklärung Gribowskys („Honorar aus einem Beratungsvertrag mit der Formel 1“) zufrieden. Die *Süddeutsche* schreibt: „Die Österreicher stutzen kurz, dann schließen sie die Akte.“

Wozu sind Staatsanwälte dieser Art eigentlich pragmatisiert? Und wozu sind die hohen Finanzbeamten und die Staatsanwälte, die seinerzeit die Homepage, die die Industrie dem amtierenden Finanzminister Grasser geschenkt hat, steuerlich und strafrechtlich absegnet haben, eigentlich pragmatisiert?

Ein völlig anderes Gebiet: Entgegen den Behauptungen des Vorarlberger Bezirkshauptmannes Elmar Zech stellte sich heraus, dass das Jugendamt sehr wohl über die Gewalttätigkeit und die Vorstrafen jenes jungen Mannes informiert war, der beschuldigt wird, den dreijährigen Stiefsohn seiner Lebensgefährtin totgeprügelt zu haben. Wozu ist der Herr Bezirkshauptmann pragmatisiert? Wozu sind all diese Leute pragmatisiert? Zum Vertuschen und Verschleiern? Zur Pflege des bürokratischen Ruhebedürfnisses? Zum voraus-eilenden Kuschen vor einflussreichen Politikern?

Man könnte allein in den letzten Jahren unzählige Fälle aufzählen, in denen alle möglichen Behörden, nicht nur die Strafverfolgungsbehörden, schlicht und einfach nicht ihre Arbeit tun – oder schlampig und pflichtvergessen tun. Wozu sind diese meist sehr schön bezahlten, mit allen erdenklichen Privilegien und mit höchster Arbeitsplatzsicherheit ausgestatteten Nichtleister pragmatisiert?  
hans.rauscher@derStandard.at

VOTUM FÜR SÜDSUDAN

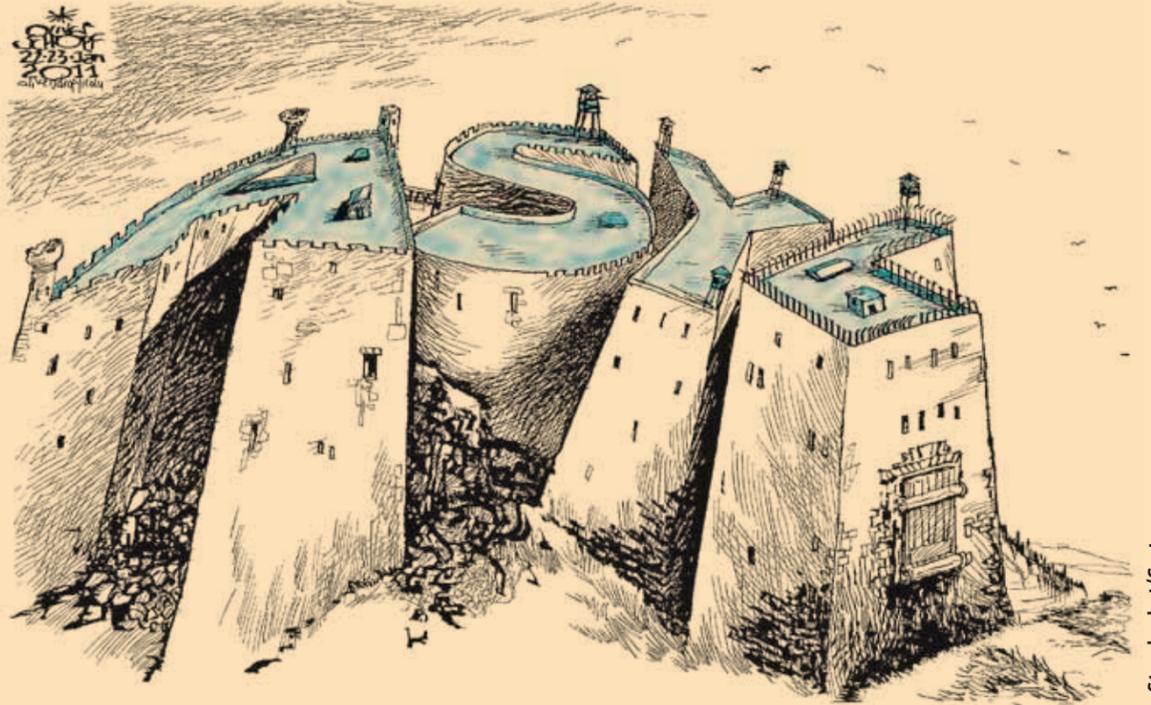
## Stunde der Bewährung

Gudrun Harrer

Das Votum für die Unabhängigkeit des Südsudan ist so eindeutig ausgefallen, dass es Khartum schwerfallen dürfte, doch noch eine Kehrtwende zu vollziehen und es aufgrund von technischen und anderen Mängeln zu beeinspruchen. Das heißt, Norden und Süden bleibt nur noch bis zum Auslaufen der Übergangsperiode Mitte Juli Zeit, die vielen offenen praktischen Fragen – von der Staatsbürgerschaft bis zu Aufteilung von Vermögen und Schulden – und ihr zukünftiges Verhältnis als unabhängige Staaten zu definieren.

Einen klaren Schnitt und eine strenge Grenze mögen sich viele, besonders im Süden, wünschen – die vielen beiderseitigen Abhängigkeiten diktiert jedoch einen sanften Übergang und eine enge Zusammenarbeit in der Zukunft. Die umstrittene Region Abyei bleibt dabei ein ernsthafter Stolperstein für Zusammenarbeit und Frieden.

Man sollte jedoch nicht nur gebannt auf das Nord-Süd-Verhältnis schauen. Jeder Teil für sich hat Riesensprobleme. Die des Nordens sind bekannt – dazu könnte der Sezessionsbazillus auch auf Darfur überspringen. Weniger wird über die komplizierten Interna des Südens geredet. Die regierende Dinka-dominierte SPLM hat die Bewährung noch vor sich. Der jetzige nationale Überschwang wird Spannungen – bisher pauschal nördlicher Intrige zugeschrieben – nicht ewig zudecken. Nicht nur in Khartum, auch in Juba ist internationale Aufmerksamkeit gefragt.



derStandard.at/Cartoons

STUDIENWAHLBERATUNG

## Peinliche Panne

Michael Völker

Husch und Pfusch prägen die Arbeit dieser Regierung, das zeigt sich leider auch dort, wo behutsame Maßnahmen und langfristige Konzepte besonders notwendig wären: im Uni-Bereich etwa. Die jüngste Novelle, mit der der Ansturm junger Menschen an die Universitäten kanalisiert werden sollte, ist nicht mehr als eine Alibi-Aktion, um Aktivität vorzutäuschen.

Den Universitäten wird nicht geholfen, sie erhalten weder Mittel noch Möglichkeiten, um mit dem Interesse angeheurer Studierender sinnvoll umgehen zu können. Die SPÖ hatte sich im Vorfeld gegen alle Beschränkungen gewehrt, ohne allerdings andere Wege aufzeigen zu können.

Herausgekommen ist eine verpflichtende Studienberatung. Fein. Das wird die Probleme an den Unis zwar nicht ansatzweise lösen, aber nichts spricht gegen eine bessere Studienberatung. Diese auch verpflichtend zu machen muss nicht zwangsläufig als Schikane empfunden werden, das kann schon sinnvoll sein: Wenn sich die Schulabgänger noch einmal überlegen, was sie tatsächlich studieren wollen und was es für Alternativen gibt, ist das klug.

Jetzt stellt sich allerdings heraus, dass die Regierung das gar nicht leisten kann. Die zuständigen Ministerinnen hatten diese Maßnahme zwar schon großmundig verkündet, nur hatte sich offenbar niemand überlegt, ob und wer das machen kann. Also wird die Beratung verschoben. Wie peinlich, wenn nicht einmal das geht.

TREIBHAUSGAS-HACKER

## Prestigeobjekt in Gefahr

Andreas Schnauder

Zugegeben: Der Hacker-Angriff auf Verwahrungsstellen von CO<sub>2</sub>-Zertifikaten in mehreren EU-Ländern war profimäßig vorbereitet. Sogar ein Bombenalarm in Tschechien wurde ausgelöst, um die Markt-Kontrollen von den Schirmen wegzulocken und den unbemerkten Einstieg zu ermöglichen. Und noch etwas sei vorausgeschickt: Die Unterbrechung des Handels wird das Emissionssystem der EU nicht zu Fall bringen.

Dennoch hinterlässt der Vorfall mehr als einen schalen Beigeschmack, nachdem zuvor schon Steuerbetrugsfälle bekannt geworden waren. Die Bemühungen, Treibhausgase weltweit zu limitieren und zu tauschen, werden durch die Attacke nicht beflügelt. In den USA sind entsprechende Bemühungen von Präsident Barack Obama schon ziemlich erlahmt. Auch andere Staaten fragen sich – nicht nur aus Sicherheitsgründen –, ob das System Sinn macht.

Tatsächlich hat die Union das Prestigeobjekt durch allzu große Zersplitterung selbst gefährdet. Das beginnt schon bei der Zuteilung der Verschmutzungsrechte (noch) auf nationaler Ebene, bei der die Staaten zugunsten ihrer Industrien auf Teufel komm raus manipulieren. Und das setzt sich bei den nationalen Clearingstellen fort, die geringe Volumina bewegen und unterschiedlich transparent sind. Paradox erscheint, dass ausgerechnet auf Umweltinstrumente Futures und andere Derivate gehandelt werden, die nicht ohne Einfluss auf Energiepreise bleiben dürften.

## Gerechtigkeit – oder Zäune bauen

Nach dem Straßburger Entscheid steht die EU-Flüchtlingspolitik am Scheideweg

Irene Brickner

Den tausenden Flüchtlingen aus der ganzen Welt, die derzeit ohne reguläres Auskommen und oft auch ohne Obdach in Griechenland dahinvegetieren, nutzt der Spruch der europäischen Menschenrechtsrichter, dass Abschiebungen dorthin unterbleiben sollen, zwar nur bedingt. Ihnen wird vor allem Geld und Know-how, sprich die Aufbauhilfe der EU – darunter Österreichs –, für ein funktionierendes Asylsystem an der Ägäis helfen.

Doch als zusammenfassende Fachdiagnose mit Hinweis auf den richtigen Therapieansatz, um das Flüchtlingswesen in der Europäischen Union menschenrechtskonformer und menschlicher zu gestalten, kann der Straßburger Entscheid allemal gelten. Für den Fall, dass die potenziellen Therapeuten – die Regierungen der EU-Mitgliedstaaten sowie die zuständigen Gremien der Union – die Gelegenheit wahrnehmen und als Chance erkennen. So wie es António Guterres, UN-Hochkommissar für Flüchtlingsfragen, im STANDARD-Interview anregt.

Denn nach dem Griechenland-Spruch des Menschenrechtsgerichtshofs, der wohl in absehbarer Zeit durch einschlägige Entscheidungen des Europäischen Gerichtshofs in Luxemburg ergänzt werden wird, befindet sich Europas Flüchtlingspolitik an einem Scheideweg. Zur Diskussion – und damit zur Disposition – steht das EU-weite Dublin-II-System. Es schiebt den EU-Grenzstaaten allein die Verantwortung für Flüchtlinge zu, weil jenes Land, in dem ein Flüchtling die EU betritt, für dessen Asylverfahren zuständig ist.

Die Frage lautet: Geht die Reise weiter zu einem – wie es derzeit am türkisch-griechischen Grenzfluss Evros angedacht ist – Außenzaun- und Flüchtlingsabwehrsystem, das es Kernstaaten der Union wie Österreich ermöglicht, sich aus der Affäre und Verantwortung zu ziehen? Oder gelingt es, trotz eifersüchtig verteidigter nationaler Eigeninteressen und der bei Regierenden aller Staaten großen Angst vor ausländerfeindlichen Wählern, zu einer neuen europäischen Einigkeit zu gelangen? Ziel sollte sein, die Flüchtlinge gerechter als bisher in den Mitgliedstaaten zu verteilen – und ihnen diesbezüglich auch Mitspracherechte zu geben.

Was Letzteres betrifft, hat die EU-Kommission in der Vergangenheit bereits wichtige Vorschläge unterbreitet.

Vorschläge, deren Umsetzung nationale Hardliner wie Österreichs Innenministerin Maria Fekter schon im Ansatz ablehnt.

Denn Fekter profitiert innenpolitisch von der bisherigen, ungerechten Situation. Ermöglicht diese ihr doch, mit der Vision eines asylwerberfreien Österreich zu spielen: einer de facto unrealistischen Vorstellung, die politisch für Teile der ÖVP jedoch opportunistisch ist, da sie die Volkspartei für den rechten Rand wählbar macht. Aus diesem Grund ist die Zustimmung zum Dublin-II-Abkommen, wie es derzeit (noch) ist, in Fekters Stab beachtlich:

In der Dublin-Logik sollte es in Österreich eigentlich nur mehr vereinzelte Asylanträge geben, denn ohne durch einen anderen EU-Staat zu reisen komme man nur per Flugzeug ins Land, meinte kürzlich etwa einer ihrer Berater.

Solchen Wortmeldungen, die ein unsolidarisches System der Flüchtlingspolitik befürworten, stehen im heutigen Europa supranationale Kräfte entgegen. Das Straßburger Menschenrechtsgericht ist eine davon, die EU als Institution eine andere. Die kommenden Monate werden zeigen, ob es ihnen gelingt, flüchtlingsfeindliche Kleinstaaterei zu überwinden.

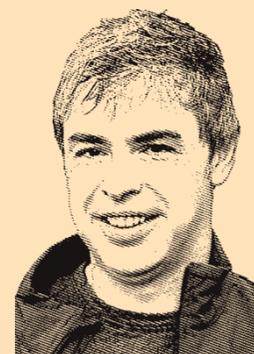
## KOPF DES TAGES

### Wunderkind an den Registern der Onlineorgel

Wunderkinder Klavier und komponierten, Wunderkinder heute spielen mit dem Computer und gründen ein Start-up, mit dem sie reich und berühmt werden. Larry Page ist ein Wunderkind unserer Tage: So wie Mozart einen musizierenden Vater hatte, wuchs der spätere Google-Co-Gründer als Sohn einer Programmier-Dozentin und eines Professors für Computerwissenschaften der Michigan State University in East Lansing auf.

Daheim standen Computer herum, mit sechs griff er zum ersten Mal in die Tasten, und als Montessori-Schüler war er der erste, der Hausaufgaben mit Textverarbeitung erstellte. Dinge auseinandernehmen und verstehen zu wollen, wie sie funktionieren: Dieser kindliche Urimpuls reifte zum Wunsch, Erfinder zu werden.

Erfinder wurde er, allerdings von digitalen und nicht analogen Dingen. 1995 fand er als Graduate-Student der Eliteschmiede Stanford dafür den kongenialen Partner, Sergey Brin, der als Student im zweiten Jahr die Neulinge in das Leben am Campus einführen sollte. Es war keine Liebe auf den ersten Blick, geben beide zu Protokoll, obwohl sie später als Google-Boys wie Zwillinge wirken sollten. In einem BackRub getauften gemeinsamen Pro-



Google-Gründer Larry Page kauft eine Yacht und wird CEO. Foto: AP

jekt versuchten sie, dem chaotischen World Wide Web durch Suche eine sinnvolle Struktur zu geben.

Aus der akademischen Arbeit „Die Anatomie einer hypertextuellen Web-Suchmaschine großen Ausmaßes“ wurde ein Projekt, aus dem Projekt 1998 mit einer Million Dollar Risikokapital Google – der Rest ist Internetgeschichte. Larry Page, der introvertierte und um seine Privatsphäre bedachte Google-Zwilling, wurde der erste CEO des Start-ups mit 200 Mitarbeitern, ehe die beiden Eric Schmidt als Ziehvater und „erwachsene Aufsicht“ 2001 an Bord holten.

Mit Schmidt in der ersten Reihe blieb auch Zeit für das Privatleben. 2007 heiratete Page die Forscherin Lucinda Southworth auf Richard Bransons privater Karibikinsel, im vergangenen Herbst wurde er Vater eines Sohns – was übrigens nicht leicht zu googeln ist. Damit sein 17,5-Milliarden-Dollar-Vermögen auch unter die Leute kommt, kaufte er sich zu Weihnachten eine 58 Meter lange Yacht.

Jetzt macht der Ziehvater den Chefessel frei, vielleicht auch auf leichtes Drängen des 38-jährigen Ziehsohns, der als Mitgründer der herrschenden Silicon-Valley-Ikone nicht im Schatten eines Youngsters wie Mark Zuckerberg stehen will. Helmut Spudich



**Architektur** Ohne Migration ist Großstadt undenkbar, meint der türkische Soziologe Erol Yildiz. **S. A 4**

**Kunstmarkt** Chinas neue Millionäre kauften im großen Stil Kunstwerke in London ein. **S. A 5**

**Reise** Finnland: Aus der Fauna in die Sauna. Tirol: Wie man mit der Abrissbirne saniert. **S. A 6, 7**

**Spiele** Australien war lange ein Eldorado für Schachhasser – aber die Zeiten ändern sich. **S. A 8**

**Bücher I** Urlaubshölle in Mombasa: Heinz Strunk erduldet den Resorttourismus in Afrika. **S. A 10**

**Bücher II** Gelungener Seitenwechsel: Günter Wels alias Günter Kaindlstorfer legt sein literarisches Debüt vor. **S. A 10**

**Bücher III** Ein Motiv, das schon die Bibel prägte: Die Migration als literarischer Topos. **S. A 11**

**Bücher IV** Der chilenische Autor Antonio Skármeta schreibt Romane über europäische Migranten in Lateinamerika. **S. A 11**

**Ich frage mich ...** Warum es Frauenhandel noch immer gibt, fragt sich Martin Pollack. **S. A 12**



Auf der Suche nach einem besseren Land: Ein Flüchtling im Aufnahmezentrum von Lampedusa.

Foto: Reuters/Gentile

# Ausgesperrte Wirklichkeit

„Welche Chancen haben die, die heute Nacht auf Booten unterwegs waren?“ „Null Prozent.“ Ein Lokalausweis auf der Flüchtlingsinsel Lampedusa.

Von Navid Kermani

Die Tür am Eisengitter, das die Mole absperren soll, ist nur angelehnt. Der Zollbeamte, der mich wegschicken will, weil ich keine Genehmigung habe, begnügt sich nach einem kurzen Wortwechsel damit, dass ich zwei, drei Meter zurückgehe. Heute hätten sie offiziellen Besuch, erklärt er beinahe entschuldigend, und nickt in Richtung der beiden Herren in dunklen Anzügen.

Die jungen Araber, die auf dem Boden hocken, sind die ersten Bootsflüchtlinge nach Tagen, in denen die See stürmisch war. Haben ein Fischerboot geklaut, sagen sie, und sind gestern losgefahren, neun Freunde, alle um die zwanzig, modische Frisuren, mit knöchellangen Jeans, wie sie HipHopper tragen – ein Nachdenklicher mit Brille, ein Schönling mit langen Haaren, ein Wortführer, betont gelassen.

Sonntagsausflügler nennen sie hier die Flüchtlinge, die es auf eigene Faust versuchen, oft spontan, und gegen alle Erwartung auch noch zügig durchkommen, weder abgetrieben noch abgefangen werden, sie fahren in Tunesien los und betreten keine vierundzwanzig Stunden später europäischen Boden. Die Verblüffung ist ihren Gesichtern abzulesen. Nicht einmal besonders erschöpft wirken sie, wirklich wie Sonntagsausflügler, denke ich jetzt auch. Die meisten anderen Flüchtlinge sind Tage unterwegs, weil sie große Bögen fahren, um den Patrouillenschiffen der europäischen Frontex-Agentur zu entweichen, die die Flüchtlingsboote weit vor Europas Hoheitsgewässern abzufangen versuchen.

Die Ärzte ohne Grenzen, die am Hafen warten, erleben oft den reinen Horror, wenn die Boote eintreffen, mit dreißig, vierzig Menschen, die für den beengten Platz an der sengenden Sonne buchstäblich ihr letztes Hemd gegeben haben, halb oder ganz tot vor Durst, Erschöpfung, Übelkeit, und sie, die neun Freunde, sie fahren, ohne lange nachzudenken, los wie auf eine Spritztour, kein Unwetter, keine Krankheiten, kein Motorschaden, nicht einmal eng haben sie es, nicht einmal Sonne,

weil sie alle unters Dach des Kutters passen, und schlüpfen durch die Maschen des Paradieses, wie sie Schengen in Afrika nennen. Die Ärzte ohne Grenzen kommen nicht zum Einsatz.

Die Beamten bringen die jungen Männer ins Aufnahmelager, wo schon bei regulärer Belegung mit 700 Flüchtlingen eine Bevölkerungsdichte wie in keinem japanischen Hochhaus herrscht. Als Matratze dient grober Schaumstoff, wie man ihn auf dem Bau als Isoliermaterial verwendet, als Bettzeug Papier, alles Geschirr Einweg. Wenn man Menschlichkeit nicht nach Mindeststandards eines europäischen Gefängnisses definiert, sondern als Sattwerden, Schlafstatt, Kleidung, keine Schläge, keine groben Worte, für den Notfall einen Arzt und sogar eine Psychologin, ja, dann ist das Lager menschlich.

Ein, zwei Wochen werden sich die Tunesier dort langweilen, bevor sie in ein weiteres Lager auf dem Festland überführt werden. Mit Tunesien besteht noch kein Rückführungsabkommen, deshalb haben sie gute Chancen, nach drei, vier oder acht weiteren Monaten Trostlosigkeit mit einem Ausweisungsbescheid auf die Straße geschickt zu werden, den sie in den Papierkorb werfen werden. Alle

wissen das, auch der Staat. Die meisten ziehen ohnehin weiter nach Norden, bekümmern die Italiener daher nicht sehr, und wer bleibt, wird gebraucht: Ohne die illegalen Arbeitskräfte in Italien, die zwei, drei Euro die Stunde verdienen, gäbe es in Deutschland keine Pfirsiche für zwei, drei Euro das Kilo. Allein in Sizilien sollen dreißig- bis vierzigtausend Illegale auf den Feldern arbeiten.

Die Unaufgeregtheit, mit der die neun tunesischen Freunde befragt und nach nicht einmal zwanzig Minuten abgeführt werden, lässt vergessen, dass ihre Situation gleichwohl existenziell ist, der Bruch mit allem, was ihr bisheriges Leben war, der Beginn eines Lebens, dessen Konturen sie nicht einmal ahnen, in Europa zwar, ja, im gelobten Land, aber ohne Rechte, ohne Krankenversicherung, ohne soziale Absicherung, immer in Angst vor der Polizei. Inmitten der Dramen, die sich sonst auf dem Mittelmeer und noch auf der eigentlich abgesperrten Mole im Hafen von Lampedusa abspielen, mutet ihre Schicksalswende wie ein Normalfall an, den es fast nicht mehr gibt.

„Die Ärzte ohne Grenzen, die am Hafen warten, erleben oft den reinen Horror, wenn die Boote eintreffen, mit dreißig, vierzig Menschen, halb oder ganz tot vor Durst und Erschöpfung.“

Viele tausende Menschen haben die Zollbeamten und mit ihnen die Ärzte ohne Grenzen in diesem Jahr auf Lampedusa in Empfang genommen, plus die neun Tunesier von heute, aber im Dorf sieht man von ihnen nichts. Ihr Lager, ein, zwei Kilometer außerhalb hinter einem Hügel, ist auf keiner Karte verzeichnet, durch kein Schild ausgewiesen und nur mit Sondergenehmigung zu betreten, die zu erlangen man sämtliche Fragen eine Woche im Voraus schriftlich einreichen muss. Nur am Hafen könnte man einen Blick auf die Flüchtlinge werfen, in der kurzen Spanne zwischen Landung und Abtransport, doch nur vom Hügel aus, der sich über den Hafen erhebt, da vor der Mole selbst Betonklötze die Sicht versperren. Wie gesagt, das Tor ist offen, jeder könnte zur Anlegestelle spazieren, doch das tun nur Berichterstatter wie ich, die sich Lampedusa als wer weiß welches Inferno vorgestellt hatten.

Wie die Ärzte ohne Grenzen berichten, konnten die Flüchtlinge früher aus dem Lager ausbüchsen, der Stacheldraht hatte einige

▷ Fortsetzung auf Seite A 2

▷ Fortsetzung von Seite A 1

Löcher, aber was sollten sie schon ohne Geld auf einer Insel tun, auf der sie nicht einmal untertauchen können? Einmal hatten sich drei, vier Schwarze im Ort umgesehen und sogar ein Bier bestellt, ohne es bezahlen zu können, da setzte der Bürgermeister die Meldung in die Welt, die Flüchtlinge lungerten in den Bars herum, würden sich kostenlos betrinken und Touristen anpöbeln. Glaubt man ihm, geht die Insel gerade unter. Tatsächlich, sagen fast alle Menschen, mit denen ich ins Gespräch komme, bemerkten sie kaum etwas von den Flüchtlingen, die meisten haben seit Jahren keinen getroffen. Wer seinen Urlaub in Lampedusa verbringt, interessiert sich nicht für Sehenswürdigkeiten einer schmucken Altstadt oder schöne Landschaften, die es nicht gibt. Er kommt wegen des Meeres. Er will sonnenbaden, schwimmen, tauchen, zumal es anderswo in Italien zu kalt geworden ist dafür. Keine Realität hindert ihn daran.

Auf der ganzen Welt haben die Reichen ihre Methoden verfeinert, mit denen sie die Wirklichkeit aussperren, haben Zäune gebaut, Mauern, Feindbilder, um das Elend nur ja nicht zu sehen, aber dass es ihnen sogar auf Lampedusa gelingt, bei einer Einwohnerzahl von 5000, stellt jede „Gated Community“ in den Schatten.

Nicht dass sie kein Thema wären. O ja, mit ihnen als Thema, fast nur mit ihnen, hat der Bürgermeister die letzte Wahl gewonnen. Das Krankenhaus ist vorher schon nicht gebaut worden, aber jetzt wird es nicht gebaut, weil die Flüchtlinge bevorzugt werden. Sollen doch die Kirchen sie aufnehmen, schimpft der Bürgermeister, wenn ihr Schicksal dem Vatikan so sehr am Herz liegt, die Kirchen und Klöster im ganzen Land. Man soll weit vor der Küste schwimmende Auffanglager einrichten, fordert seine Stellvertre-

terin. Man soll sie abknallen, rät deren Parteichef, Umberto Bossi von der Lega Nord, wörtlich: „Nach der zweiten oder dritten Warnung – bumm. Dann schießt die Kanone, ohne noch viel zu reden. Die Kanone tötet. Sonst kommen wir nie zu einem Ende.“

Alle starren auf das erleuchtete Schiff mit den Geretteten im Bauch. Es hat gestürmt. Durch teichgroße Pfützen fahre ich nachts mit dem Motorroller die menschenleere, aber hell erleuchtete Uferpromenade auf und ab, bis ich am äußersten Ende des alten Hafens Menschen vor einem französischen Kriegsschiff entdeckte. Wahrscheinlich ist es zu groß für die abgesperrte Mole, die für die Flüchtlinge vorgesehen ist. 65 Somalier sind im Unwetter gerettet worden, schnappe ich auf, darunter dreizehn Frauen, 80 Seemeilen vor der libyschen Seemeile, eine Schwangere, fünfter Monat, ein Verletzter.

Das es ein Frontex-Schiff ist, das die Flüchtlinge aufgenommen hat, und so nah an der libyschen Küste, wundert die Ärzte ohne Grenzen. Genaueres weiß niemand, aber alle meinen, auch die Frau vom Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen, dass Frontex dafür da sei, die Flüchtlinge von Europa abzuhalten, nicht, sie nach Europa zu bringen. Wer für den italienischen Staat arbeitet, außer den Zollbeamten und Carabinieri auch die Mitarbeiter des Aufnahmehafens, gibt sich durch Latexhandschuhe zu erkennen.

– Und die Flüchtlinge, frage ich, wo sind sie?

Da der Bus noch nicht eingetroffen ist, sitzen sie im Schiffsinne, wo sie es wärmer haben. Die Chiffre „Somalier“ kannte ich bereits: Wahrscheinlich gehören sie einer einzigen Familie oder einem einzigen Clan an, ihre Flucht hat vor Monaten begonnen, zu Hause hatten sie Krieg, kann sein, dass sie vertrieben worden sind, bestimmt gab es Tote. Seit Monaten auf der Flucht, unter dramatischen Umständen. Das Gegenteil von Sonn-

tagsausflüglern. Soldaten reichen vom Deck große rote Plastiktüten, die beinahe leer sind, für jeden Flüchtling eine, nehme ich an, für deren Habseligkeiten. Alle auf der Mole sprechen mit gedämpfter Stimme, ob mit oder ohne Latexhandschuhe, flüstern beinahe und reden überhaupt nur sehr wenig, stehen nur da und starren aufs erleuchtete Schiff mit den 65 Geretteten im Bauch, als warteten sie aufs Christkind. Wenn sich jetzt alle an den Händen fassten, mit und ohne Latexhandschuhe, um ein Weihnachtslied zu singen – ich wäre nicht einmal überrascht, so dankbar bin ich für den Segen, den Rettung doch bedeutet.

Flüchtlingsorganisationen schätzen, dass auf drei Flüchtlinge, die Europas Küsten erreichen, ein Ertrunkener kommt. Selbst Italiens rechter Außenminister Franco Frattini geht von mehreren tausend Opfern pro Jahr aus. Auch wenn kein europäischer Politiker es zu bemerken scheint: Die Flüchtlinge auf Lampedusa bedeuten keine Katastrophe, sondern zunächst einmal, dass diese Menschen überlebt haben. Dann fällt mir ein, dass ich der Einzige bin, der eine solche Landung zum ersten Mal sieht, aber ein tunesischer Übersetzer wird ebenfalls pathetisch, als ich ihn anspreche, und seine Augen glänzen.

Wenn der Begriff des Märtyrers heute eine Bedeutung habe, sagt er, der Gedanke der Zeugenschaft, was das arabische Wort „schahāda“ genau bedeute, dann für sie, die im Schiffsbauch warten, um ans Licht zu treten, und alle anderen Flüchtlinge dieser Nacht, die es nicht mehr erblicken. Sie seien die Zeugen unserer Zeit. Das deutsche Wort Martyrium trifft es allerdings auch nicht schlecht.

Und dann sprechen wir über Jona und die Flüchtlinge in den heiligen Büchern, über Maria, Josef und das Jesuskind, und ich sage, dass diese Geschichten nicht einer fernen Vergangenheit angehören, sondern hier stattfinden, dreihundert Meter vom Strand, wo die Urlauber morgen wieder baden, und da hinten sind die Hafenrestaurants, in denen sie zu

Mittag essen, wenn das französische Kriegsschiff längst wieder vor Libyen kreuzt, um andere Flüchtlinge aufzuhalten.

Noch bevor der Bus eintrifft, spüre ich die Unruhe, die alle erfasst, eine stille Aufregung, obwohl sich nur drei Soldaten auf dem Schiff in Bewegung gesetzt haben. Durch eine Luke treten sie ins Schiffsinne und kurze Zeit später mit den ersten Flüchtlingen wieder hervor, die sie am Arm stützen, einem älteren Mann zuerst, der offenbar am Bein verletzt ist, dann der Schwangeren, wirklich wie Josef und Maria, geht es mir durch den Kopf, zwei unglaublich Fremde, nicht nur wegen ihrer dunklen Haut und dem weiten, exotischen Gewand der Frau mit dem roten Kopftuch, das nach somalischer Art bis über den Bauch reichte, viel fremder ihre Blicke, verstört, scheu, ängstlich und doch dankbar dem Leben dafür, dass sie es behalten haben.

Hinter Maria die Prozession der übrigen Flüchtlinge, erst die Frauen, junge Mädchen die meisten, viel zierlicher als Europäerinnen oder die Schwarzafrikanerinnen am Nachmittag im Flüchtlingslager, dann die Männer, ebenfalls schwächlich, die ihre ersten Schritte so behutsam auf die Erde setzen, als sei es das erste Mal. Und wirklich ist es ja wie eine Neugeburt für sie.

Ich will sie begrüßen, auf Arabisch „Friede sei mit euch!“ rufen oder ihnen wenigstens zulächeln, aber weil niemand es tut, traue ich mich nicht, und so wanken sie ohne jeden Kommentar der Umstehenden, ohne Begrüßung oder Bekundungen der Freude einer nach dem anderen aus dem Schiffsbauch hervor, wanken an der Hand der französischen Soldaten die paar Meter übers Deck und werden von italienischen Soldaten, die an der Mole warten, über die Brücke ans Land geleitet und in den Bus gesetzt, um auf den Matratzen aus Isoliermaterial und dem Bettzeug aus Papier gründlich auszuschlafen. Ich zitterte, so ergriffen bin ich, das Leben zu sehen, das nackte Leben wie bei einer Geburt oder beim Sterben, das Leben als das, was es ist: ein Geschenk.

Ein Gewitter auf See kann den Tod bedeuten.

Als die Flüchtlinge schon abgefahren sind, unterhalte ich mich mit dem Kapitän, der eigens für mich vom Bord kommt.

– Gratulation, ist das Erste, was ich sage, ich gratuliere Ihnen herzlich!

– Warum?, lächelt der Kapitän, ein groß gewachsener, sportlicher Mann von vielleicht vierzig Jahren, und doch weiß er sofort, was ich meine. Ihm wenigstens ist die Rührung anzumerken.

Ich erfahre, wie sie die Flüchtlinge entdeckt haben, dicht gedrängt auf einem kleinen Holzboot, nein, nicht im Sturm, da wäre es zu spät gewesen, sondern kurz davor, als es noch hell war.

– Wie haben die Flüchtlinge rea-

giert, als sie Ihr Schiff gesehen haben?

– Sie haben diskutiert, das haben wir von weitem, einige freuten sich und winkten, andere hatten Angst und schienen für Flucht zu plädieren. Mit unseren Beibooten versperrten wir ihnen den Weg. Als wir ihnen sagten, dass wir sie nicht nach Libyen zurückbringen würden, ja, von da an haben sich alle gefreut, da haben sie gejubelt. Kurz danach zogen sich die Wolken zusammen, da wurden sie plötzlich ganz still, und als das Gewitter ausbrach, wurde ihnen klar, wie knapp sie dem Tod entronnen waren.

– Wie ist es mit anderen Flüchtlingen, die heute Nacht auf Booten unterwegs waren?, frage ich, Gibt es eine Chance, dass jemand überlebt hat?

Der Kapitän denkt nach und sagt dann:

– Null Prozent.

Als ich nach Frontex frage, bricht es beinahe aus ihm heraus:

– Wenn ich ein Holzboot mit 65 Menschen auf dem offenen Meer sehe, und ein Sturm zieht herauf, dann ist mir Frontex scheißegal, dann denke ich nicht an Immigration, an Papiere, an Zollbehörden. Dann rette ich sie, verdammt nochmal.

– Für ihn als Kapitän, fährt er fort, um seinem kleinen Ausbruch eine Erklärung beizugeben, stünde das Seerecht über etwaigen EU-Verordnungen, er dürfte also gar nicht anders handeln.

– Sieht das jeder Kapitän so?, frage ich. Ihm ist sofort bewusst, dass ich auf die Berichte über Frontex-Einsätze anspiele, bei denen die Soldaten in die Schlauchboote stechen oder den Flüchtlingen das Wasser und die Nahrung nehmen, um sie an der Weiterfahrt zu hindern.

– Ich bin mir sicher, sagte er, dass jedenfalls alle französischen Kapitäne genauso gehandelt hätten, außerdem hatte ich die Zustimmung meiner Einsatzleitung.

Ich bin mir sicher, dass er genauso gehandelt hätte auch ohne die Zustimmung seiner Einsatzleitung.



**Navid Kermani,** 1967 geboren, ist Schriftsteller, Regisseur und habilitierter Orientalist. Zuletzt erschien von ihm im

C. H. Beck Verlag das Buch *Wer ist wir? Deutschland und seine Muslime?* (2009). Foto: Wildbild/Schober

#### IMPRESSUM:

Redaktion: Christoph Winder (Leitung), Mia Eidlhuber (Titel, Ich frage mich ...), Stefan Gmünder (Literatur), Tanja Paar (Reisen). Mitarbeiter: Wojciech Czaja. Sekretariat: Esther Hecht. Layout: Armin Karner, Claudia Machado-Handsur, Manfred Stipanitz. E-Mail: album@derStandard.at

„Sie sollen die Zeugen unserer Zeit sein. Das deutsche Wort Martyrium trifft es allerdings auch nicht schlecht“: Flüchtlinge auf einem Boot vor Lampedusa.

Foto: AP



#### Die Krisenkolumne von Christoph Winder

Ist es Karl? Oder ist es Franz? Über jugendliche Diskussionskultur.

Diese Kolumne dient immer einem guten Zweck. Heute liefere ich zum Beispiel den Nachweis, dass die österreichische Jugend noch zu diskutieren versteht. Bevor ich aber mit dem Schreiben beginne, muss ich mich bei allen Lesern mit den Namen Franz und Karl entschuldigen. Es ist nicht persönlich gemeint. Ich berichte nur die Wahrheit.

Vor ein paar Tagen fuhr ich mit der Straßenbahn (Linie 43). Ich fuhr nicht alleine. Mit mir fuhren gefühlte fünfhundert männliche Schüler, alle vierzehn bis fünfzehn. Solchen Jugendansammlungen begegnet man häufig in den Wiener Straßen-

bahnen. Ich vermute, dass Menschen unter zwanzig generell nur im Hunderterverbund Straßenbahn fahren. Manchmal trifft man auf dreihundert quirlige Kindergartenzwerge, manchmal auf vierhundert entfesselte Volksschüler und manchmal auf fünfhundert Gymnasiasten im Grenzbereich von Unter- und Oberstufe. Straßenbahnen sind die letzten Jugend-Inseln im grauen Wiener Geriatrie-Meer.

In meiner nächsten Nähe standen vier Knaben: Der erste hatte Akne, der zweite war übergewichtig, der dritte trug eine Kapuze, der vierte war stark und schön. Der Einfachheit halber

nenne ich die vier Pickel, Fatty, Kapuze und Adonis.

Die Knaben diskutierten. Gegenstand der Diskussion war: Welcher der beiden Namen Franz und Karl ist depperter? Fragen Sie mich nicht, warum sie die Namen überhaupt für depperter hielten und warum sie über eine Abstufung des entsprechenden Deppertheits diskutierten; aber sie taten es. „Franz ist ein urdepperter Name“, sagte Pickel. „Karl ist auch urdepperter“, sagte Kapuze. Fatty sagte: „Karl ist noch viel depperter als Franz.“ „Nein“, sagte Adonis, „Franz ist depperter.“ Eine Wiederrede, die Fatty ärgerte. „Na,

Karl ist depperter“, sagte er. Pickel schlug sich auf seine Seite: „Ja, Karl ist voll depperter.“

Hier wurde es echt spannend. Aber leider konnte die gehaltvolle Diskussion nicht beendet werden, weil die Straßenbahn abrupt bremste, wodurch Pickel, Fatty, Kapuze und Adonis aneinanderstießen, was eine heftige Rangelei mit halb scherz-, halb ernsthaften Boxhieben zur Folge hatte. Daher blieb die Franz-Karl-Frage vorerst ungeklärt. Vielleicht kann man sie wenigstens im Fernsehen klären, in einem *Club 2* zum Beispiel. Und Pickel, Fatty, Kapuze und Adonis sollten unbedingt mitdiskutieren.

# Pflicht und Kür am Evros

90 Prozent der illegalen Immigranten kommen über die türkisch-griechische Grenze in die EU. Jetzt soll ein Zaun her.

Von Markus Bernath

Das Grenzland meint es nicht gut mit den Menschen. Es ist weit, es ist leer, es hat Platz genug für den ganzen feuchten Nebel dieser Welt, der in die Kleider kriecht und sich auf die Wangen legt wie ein nasses Handtuch. Es lässt Familien mit kleinen Kindern im Dreck stecken, morgens um drei, die Soldaten und manchmal auch die Schleuser. So ist das Grenzland. Es gibt die Pflicht und die Kür, sagt der deutsche Polizeihauptkommissar.

Abends um halb zehn kommen die „Germani“, lange Typen mit gefütterten blauen Hosen. Die Nachtschicht beginnt in der Polizeiwache von Orestiada, eine griechische Offizierin lehnt am Türstock und rasselt die Liste mit den Namen herunter, den deutschen und den griechischen; ein Grenzpolizist aus Litauen ist in dieser Nebelnacht auch dabei. Tornister mit Thermo-Kameras werden angeschleppt. Es ist wieder Zeit für die Pflicht und die Kür im griechischen Grenzland zur Türkei. „Die Zahlen sind traumhaft“, sagt Gennaro di Bello, der Kommissar aus Düsseldorf. Di Bello leitet den Einsatz der EU-Grenzschutztruppe Frontex im Nordteil des Evros um die Provinzstadt Orestiada. Die Deutschen nennen es das „Scheunentor“.

90 Prozent der illegalen Einwanderer in die EU kamen zuletzt über den Grenzfluss Evros, wo die Türkei aufhört und Griechenland anfängt.

Seit die rund 180 Polizisten aus den EU-Staaten angerückt sind, fällt die Zahl der Immigranten, die ihr Glück versuchen: Iraner, Iraker, Afghanen, Pakistani, Palästinenser, Afrikaner. Junge Männer, häufig auch Frauen, mit und ohne Kleinkinder. 50 Prozent weniger hier oben im Nordteil, sagt Gior-

gios Salamakgas, der Polizeichef von Orestiada. Er raucht Kette, sitzt auch jetzt, kurz vor Mitternacht, noch im Büro und hat einen nervösen Tick. Der jahrelange Stress mit der Grenze zeigt seine Folgen.

Die Flüchtlinge, die aufgegriffen werden, kommen in die Aufnahmelager um Orestiada. Das ist die Pflicht. Die „Kür“ aber ist, die Schleuser und die Flüchtlinge noch auf türkischem Gebiet auszumachen, im schlammigen Niemandsland zwischen den beiden Staaten festzuhalten und dann den türkischen Soldaten zu übergeben. „Das klappt immer besser“, sagt di Bello, der Frontex-Mann.

Vieles anderes klappt im Grenzland dafür überhaupt nicht, auch noch ein Jahr nach dem die Flüchtlingswelle mit 400 Menschen am Tag dramatische Ausmaße angenommen hatte.

Evros ist die Geschichte von Nachlässigkeit und politischem Desinteresse.

Fünf Tage haben Griechenland und die EU im vergangenen Oktober gebraucht, um die Frontex-Truppe ins Grenzgebiet zu bringen, sagt Joanna Pertsinidou, Einsatzleiterin von Ärzten ohne Grenzen am Oberlauf des Evros, „es hätte genauso schnell gehen müssen, um den Menschen zu helfen“. Das heißt, eigentlich ist nach wie vor gar nichts gegangen: Der griechische Staat pfercht seine illegalen Immigranten immer noch für Wochen und Monate in umfunktionierte Lagerhallen, bis der Abschubschluss steht. Augenzeugen berichten weiter von horrenden Zuständen. Weniger als einen Quadratmeter



„Ich würde mir keinen Grenzzaun wie nach Mexiko wünschen. Ein Zaun mit Türen – das wär der Traum. Wir schicken ja keine Familien zurück, die wir aufgreifen.“

ter Platz haben die Insassen, Schlafen in ausgestreckter Position ist nicht immer möglich. Freigang wird – wenn überhaupt – nur einmal am Tag morgens für wenige Minuten gewährt; oft führten die griechischen Polizisten nun an, die Winterkälte sei nicht gesund für die Flüchtlinge, und sperrten die Gefängnistüren deshalb aus Faulheit überhaupt nicht auf, heißt es. Die sanitären Bedingungen sind weiter unzumutbar: Im Aufnahmelager in Soufli, ei-

ner Kleinstadt auf dem Weg zwischen Orestiada und Alexandropoli, gibt es für derzeit 120 Insassen theoretisch zwei Toiletten; eine Toilette haben die Flüchtlinge aber selbst versperrt, um den Platz vor der Tür zum Liegen zu nutzen. Heizgeräte sind in Soufli kaputt, keiner kümmert sich um die Reparatur.

## Besuchsverbot im Lager

Journalisten gewährt die griechische Polizei keinen Zutritt ins Innere dieser Aufnahmelager. Es gehe um den Personenschutz der Immigranten, erklärt ein Polizeioffizier in Orestiada, aber auch um das Sicherheitsrisiko für Besucher. Die Insassen könnten leicht aufgebracht werden. Die Informationssperre bewirkt, dass auch die griechische Öffentlichkeit keine rechte Vorstellung hat von dem, was in den Flüchtlingslagern vor

sich geht. Es mag sein, dass es sie auch nicht sonderlich interessiert. Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit, die immer nur steigenden Preise prägen den Alltag der Griechen in diesen Monaten. Dazu kommt die Größe des Flüchtlingsproblems im Land: Ein Zehntel der Bevölkerung sind Immigranten – 890.000 registrierte und schätzungsweise eine halbe Million illegale. „Es ist wie eine Bombe in der griechischen Gesellschaft“, sagte Christos Papoutsis, der Minister für Bürgerschutz.

Nichts an den Zuständen in den Lagern zu ändern ist deshalb auch Kalkül. Flüchtlinge sollen nicht auch noch ermutigt werden, den Übertritt nach Griechenland zu versuchen. Die Visafreiheit, die Ankara den nordafrikanischen Ländern und jüngst auch Jemen gegeben hat, ist einer dieser Anreize. „Pull factors“ heißt

das im Jargon der Flüchtlingsexperten.

Dafür soll nun der Zaun her. Zwölfeinhalb Kilometer, auf der einzigen Landgrenze mit der Türkei bei Edirne, der große Rest der Grenze verläuft auf der Mitte des Evros. Für Salamakgas, den Polizeichef, gibt es darüber gar keine Diskussion. Von den 36.000 Flüchtlingen, die im vergangenen Jahr im Nordteil aufgegriffen wurden, kamen 26.000 über den Landabschnitt. Den Evros hatten sie zuvor problemlos auf der türkischen Seite über eine Brücke passiert.

„Ich würde mir keinen Grenzzaun wie nach Mexiko wünschen“, sagt der Frontex-Leiter di Bello. Das sei seine persönliche Meinung. „Ein Zaun mit Türen – das wär der Traum. Wir schicken ja keine Familien zurück, die wir aufgreifen. Dafür ist der Grenzstreifen viel zu gefährlich.“



Immigranten aus Somalia und Sudan verlassen das Aufnahmelager Fylakio in der Evros-Region und besteigen einen Bus nach Thessaloniki. Sie haben 30 Tage Zeit, das Land zu verlassen. Foto: Zara Tzanev

## „Ceuta ist ein großes Gefängnis für uns“

Monatelang zum Nichtstun verdonnert: das trostlose Leben der Flüchtlinge in der spanischen Exklave Ceuta in Nordafrika.

Von Jan Marot

Allahu akbar. „Gott ist groß“, schallt der Muezzin-Ruf freitagsabends über Ceuta, mit dem etwa 230 km östlich gelegenen Melilla eine der zwei Exklaven Spaniens in Nordafrika. Minuten später ertönen Kirchenglocken. Ceutas rund 75.000 Einwohner sind zu fast gleichen Teilen Christen oder Muslime. Neben der jüdischen Gemeinde vervollständigt eine hinduistische das multikulturelle Flair auf 18,5 Quadratkilometern.

Ceuta ist umgeben vom Mittelmeer und von kilometerlangen Grenzzäunen, die Immigranten aus Marokko abhalten sollen. Schon das antike Septa an der

Straße von Gibraltar war von strategischer Bedeutung. Am Fuß des Dschebel Musa, der zweiten „Säule des Herkules“, herrschte eine Vielzahl an Völkern von den Phöniziern über die Römer, bis Ceuta schließlich im Zuge der Rückeroberung des muslimischen Iberiens 1415 von den Arabern an Portugal fiel. Seit 1580 steht es unter der Herrschaft Spaniens. Über Jahrhunderte hinweg hat sich hier Spanisches mit arabisch-marokkanischer Lebensart vermengt.

Dass Spanier und Berber nicht so verschieden sind, wird in der Tapas-Bar „J“ unweit der Einkaufsstraße Calle Real deutlich. Abends treffen sich Männerrunden beider Kulturen. Sie naschen in Salzwasser eingelegte Wolfbohnen (Altramucos) und schauen einem Match des Fußball-Drittligisten AD Ceuta zu, dessen Vereinsmotto „Ceuta sind wir alle“ zutreffend erscheint. Natürlich sind die Fleischbällchen Halal, und der marokkanische Minztee kann mit Dirham bezahlt werden. Marokko aber erhebt Anspruch

auf die Exklaven und Eilande, wie die Petersilieninseln, die 2002 beide Staaten an den Rand eines Krieges brachten. Ressentiments zeigen sich in antspanischen Schmierereien, die sich oft in den von Berbern bewohnten Randbezirken finden. Ende 2010 blockierten marokkanische Aktivisten die Grenzübergänge.

Im Spätherbst davor rebellierte die berberstämmige Jugend aufgrund mangelnder Arbeitsperspektiven. Hoffnungsloser ist indes die Situation der Immigranten aus der Subsahara-Region. Sie stürmten wiederholt in Gruppen die seit den 1990ern verdreifachten Grenzzäune der Exklave. Infrarotkameras, Bewegungsmelder und rasiermesserscharfer Nato-Draht sind fast unüberwindbar. Am 29. September 2005 starben im Hagel von Gummigeschoßen der spanischen Grenztruppe und

echten Kugeln marokkanischer Militärs zwischen acht und 13 Menschen.

Weitaus mehr ertranken beim Versuch, die Grenzen zu schwimmen. Wer es dennoch schaffte, der wird im Ceti (Centro de Estancia Temporal de Inmigrantes) vis-à-vis eines Reitklubs interniert. Die Untergebrachten – knapp 500 aktuell – dürfen das vollbelegte Lager tagsüber verlassen, doch aus Ceuta gibt es kein Hinauskommen. Monate, gar Jahre sind sie zum Nichtstun verdonnert. Samstags wird Fußball gespielt und Wäsche gewaschen, ein-ige treiben Sport oder laufen zum Stausee. Die wenigsten werden je einen regulären Status als Flüchtlinge erhalten. “

tags wird Fußball gespielt und Wäsche gewaschen. Einige treiben Sport, laufen den Strand entlang oder zum weit über der Stadt gelegenen Stausee. Die wenigsten werden je einen regulären Status als Flüchtlinge erhalten. Wer nicht abgeschoben wird, erhält einen 15 Tage gültigen „Passier-

schein“, der sie eigentlich zum Verlassen des Landes auffordert. Diesen in der Hand, tauchen viele in die Illegalität ab.

Bis zur Entscheidung arbeiten die jungen Männer für ein paar Centmünzen am Tag. Doch was Parkplatzenweisen oder Scheibenputzen abwerfe, sei zu wenig, sagt Martín aus der Demokratischen Republik Kongo. Vor einem Jahr wurde er mit seiner Frau aus Paris abgeschoben, doch das Paar versuchte die Odyssee erneut. „Jetzt sind wir hier. Außer Essen und Schlafen gibt es nichts zu tun. Ceuta ist ein großes Gefängnis für uns“, beklagt er.

Für Mohammed aus Guineas Hauptstadt Conakry lief es wesentlich besser. Er zeigt eine Fünfzig-Cent-Münze, für den wöchentlichen Anruf in die Heimat, sagt der 25-Jährige. Zwei Jahre hätte er seine Familie nicht gesehen, auf seiner Reise. „In Marokko war es am schlimmsten“, sagt er. „Hunger und Durst waren ständige Begleiter, und auch die Übergriffe seitens der Polizei.“



**Orientalische Inszenierungen: Köln-Mülheim ist das perfekte Beispiel dafür, wie ein verwahrlostes und heruntergekommenes Stadtviertel durch die Eigenregie der Migranten wieder zum Leben erweckt werden kann. In seinem 2008 erschienenen Buch bezeichnet Erol Yildiz das Phänomen auch als „Urban Recycling“.**

Foto: Régis Bossu / Sygma / Corbis

# Die Bronx im Kopf

Der türkische Soziologe Erol Yildiz ist Samsuner, Kölner und Klagenfurter. Denn Großstadt ohne Migration ist heutzutage undenkbar, sagt er im Gespräch mit Wojciech Czaja.

**STANDARD:** Im Alter von 18 haben Sie die Türkei verlassen und sind nach Deutschland ausgewandert. Ihr erster Eindruck?

**Yildiz:** Ja, ich bin 1978 nach Köln gekommen. Ich weiß noch, dass man damals nirgends draußen sitzen konnte. Es gab in Köln kein einziges Straßencafé. Heute ist das ganz anders. In jedem Straßeneck gibt es einen Schanigarten. Diese Kultur des Draußensitzens ist das Produkt einer Migration aus südlichen Ländern.

**STANDARD:** In Ihrem Buch „Urban Recycling“ bezeichnen Sie Migration als eine der wichtigsten Ressourcen der Großstadt. Das heißt?

**Yildiz:** Die europäische Großstadt, wie wir sie heute kennen, ist erst mit der Industrialisierung entstanden. In manchen Fällen haben sich die Bewohnerzahlen durch den Zuzug im 19. Jahrhundert sogar mehr als verzehnfacht. Die meisten Arbeiter kamen von außerhalb. Anders gesagt: Erst durch diese Bewegung von A nach B ist das System Stadt überhaupt möglich geworden. Ein Gebiet wie etwa der Ruhrpott wäre ohne Migration bis heute nur eine Ansammlung von Dörfern.

**STANDARD:** Welche Rolle nimmt die Zuwanderung in der Stadtentwicklung heute ein?

**Yildiz:** In den Siebziger- und Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts sind viele Industrien in ländliche Gebiete abgewandert. Das

hat vor allem mit den Kosten zu tun. Durch diese Entindustrialisierung sind viele Stadtviertel verwaist. Die Leute waren von einem Tag auf den anderen arbeitslos. Also haben sie sich selbstständig gemacht und begonnen, Geschäfte und Restaurants zu eröffnen. Auf diese Weise haben sie dazu beigetragen, dass die kaputte, leerstehende und ungenutzte Stadtstruktur wiederbelebt und aufgewertet wird. Ich bezeichne das in meinem Buch auch als „Urban Recycling“.

**STANDARD:** Warum sind es ausgerechnet die Migranten, die sich selbstständig machen?

**Yildiz:** Allein schon durch sprachliche Barrieren und durch die Diskriminierung am Arbeitsmarkt haben sie wenig Chancen auf Anstellung. Es bleibt ihnen oft nichts anderes übrig, als sich selbstständig zu machen. Das zeigt sich auch in der Statistik: Die Selbstständigquote ist deutlich höher als unter Inländern. Jedenfalls ist dieses Stadtreycling durch Migranten Motor für die meisten Metropolen auf der Welt.

**STANDARD:** Beispiele?

**Yildiz:** Eines der ältesten Beispiele ist Amsterdam. Nur durch eine 500 Jahre lang anhaltende Zuwanderung ist es gelungen, dass Amsterdam so weltbekannt und weltweid geworden ist. Ohne Migration wäre diese Stadt undenkbar. Ein anderes Beispiel ist Oslo: Im Stadtviertel Grønland haben sich viele Migranten angesiedelt und im Laufe der Zeit viele kleine Geschäfte und Imbisse eröffnet. Diese Infrastruktur prägt bis heute das neue Gesicht Grønlands. Nachdem die Stadtregierung erkannt hat, dass die kleinen Shops es schwer haben, sich gegen Supermärkte und Shoppingcenter durchzusetzen, hat sie beschlossen, sie zu subventionieren und so die Existenz zu sichern. Das Programm ist einzigartig auf der Welt.

**STANDARD:** Ein überaus positives Beispiel in Ihrem Buch ist Toronto. Den Stadtpolitikern ist es gelungen, aus einer einst langweiligen Stadt eine quirlige Ethno-Metropole zu machen. Das Rezept?

**Yildiz:** Es gibt in Kanada ein ganz anderes Bewusstsein in Bezug auf Migration als etwa in Europa. Kanada ist ein deklariertes Migrationsland. Das trifft im Besonderen auf Toronto zu. 1998 hat die Stadtregierung beschlossen, das Motto „Diversity Our Strength“, also „Vielfalt, unsere Stärke“, zum offiziellen Vision Statement zu erheben. Das schlägt sich auch in der Stadtplanung nieder. Es gibt eine Vielzahl an ethnischen Clustern wie etwa Greek Town, Little Italy und Chinatown, sowie mehrsprachige Straßenschilder. Migration wird in Toronto also nicht als Problem, sondern tatsächlich als Ressource betrachtet.

**STANDARD:** Sie zitieren auch ein Erfolgsmodell aus Köln, bei dem es gelungen ist, eine heruntergekommene Straße im Westen der Stadt wieder aufzupäppeln.

**Yildiz:** Ja. Ende der Siebzigerjahre wurden in Köln-Mülheim eine große Kabelfabrik abgesiedelt. Das war auch das Ende einer bunten



**Soziologe Erol Yildiz: „Migration ist eine essenzielle Ressource der europäischen Großstadt.“** F.: Andy Urban

und lebendigen Ära. Die meisten sind daraufhin weggezogen, der Leerstand hat zugenommen, die Gegend ist zusehends verfallen. Nur die Türken sind geblieben. Im Laufe vieler Jahre ist es ihnen gelungen, den Stadtteil wieder zu beleben. Die Keupstraße sieht heute völlig anders aus als noch vor zehn Jahren. In jedem Haus gibt es mindestens ein Geschäft oder Restaurant. Inzwischen haben sich auch Medienfirmen und Creative Industries angesiedelt.

**STANDARD:** Ist das Gentrification?

**Yildiz:** Nein. Denn Gentrification ist die künstliche Aufwertung eines Stadtviertels durch Außenstehende und Investoren. In diesem Fall kam die Kraft zur Neubelebung von den Bewohnern selbst.

**STANDARD:** Welche Auswirkungen hat diese Wiederbelebung auf die Stadtplanung?

**Yildiz:** Selbstverständlich ist eine quirlige Einkaufsstraße etwas anderes als ein verwahrlostes Wohnquartier. Daher mangelt es vorerst noch an ausreichenden Parkplätzen, Sitzmöglichkeiten und Mülltonnen. Das muss die Stadtplanung noch nachholen.

**STANDARD:** Und auf die Architektur?

**Yildiz:** Der architektonische Stil, der hier Einzug gehalten hat, ist eine Art orientalische Inszenierung. So etwas Kitschiges, Tausendundeine-Nacht-haftes findet man nicht einmal in der Türkei! Ich finde das faszinierend. Abgesehen davon findet das Leben hauptsächlich auf der Straße statt. Man nützt den öffentlichen Raum, man sitzt draußen und trinkt Tee. In einigen alternativen Stadteführern wird Mülheim sogar als Geheimtipp angeführt. Viele Touristen fahren von der Autobahn ab und machen hier eine Mittagspause, weil es hipp ist.

**STANDARD:** Warum wird Köln-Mülheim in den Medien dann nach wie vor als Ghetto und Parallelgesellschaft bezeichnet?

**Yildiz:** Wenn ein Bild einmal entstanden ist, dann hält es sich viele Jahre. Birgit Mattausch, Mitherausgeberin des Buches *Urban Recycling*, bezeichnet das auch als „Die Bronx im Kopf“.

**STANDARD:** Die Bronx?

**Yildiz:** Die Bronx in New York ist ein historisches Beispiel dafür, wie lange sich ein negativer Mythos über eine Stadt beziehungsweise über einen Stadtteil halten kann – auch wenn die Probleme längst behoben sind und sich das Rad der Zeit schon weitergedreht hat. Die alten Bilder bleiben bestehen. Die Bronx gilt auch heute noch als gefährlich und heruntergekommen. Immer wieder hört man auch Begriffe wie etwa „demokratiefreie Zone“. Ich finde das erschreckend.

**STANDARD:** Wie lange dauert es, bis so ein Bronx-Phänomen wieder verschwunden ist? Eine Generation? Länger?

**Yildiz:** Das kann sehr lange anhalten. Wenn die wertvollen Ressourcen der Migration nicht erkannt werden, dann gibt es die veralteten Bilder in ein, zwei Jahrzehnten womöglich immer noch. Wer kann das schon sagen!

**STANDARD:** Eine Hypothese: Großstadt ohne Migration?

**Yildiz:** Eine Großstadt ohne Migration wäre bestenfalls ein großes Dorf. Mir ist so ein Modell nicht bekannt. Und ich wage zu bezweifeln, ob so ein Modell jemals funktionieren würde.

Mitarbeit: Maik Novotny

**Erol Yildiz** (50) ist selbst schon viel emigriert. Er wurde in Samsun in der Türkei geboren, zog mit 18 Jahren nach Köln und studierte dort Soziologie und Pädagogik. Seit 2008 lebt Yildiz nun in Klagenfurt. Er ist Professor für interkulturelle Bildung und Migrationsforschung an der Universität Klagenfurt. Gemeinsam mit Birgit Mattausch gab er 2008 das Buch *„Urban Recycling. Migration als Großstadt-Ressource“* heraus. Birkhäuser Verlag, Edition Bauwelt Fundamente, € 19,90.



MIGRATION

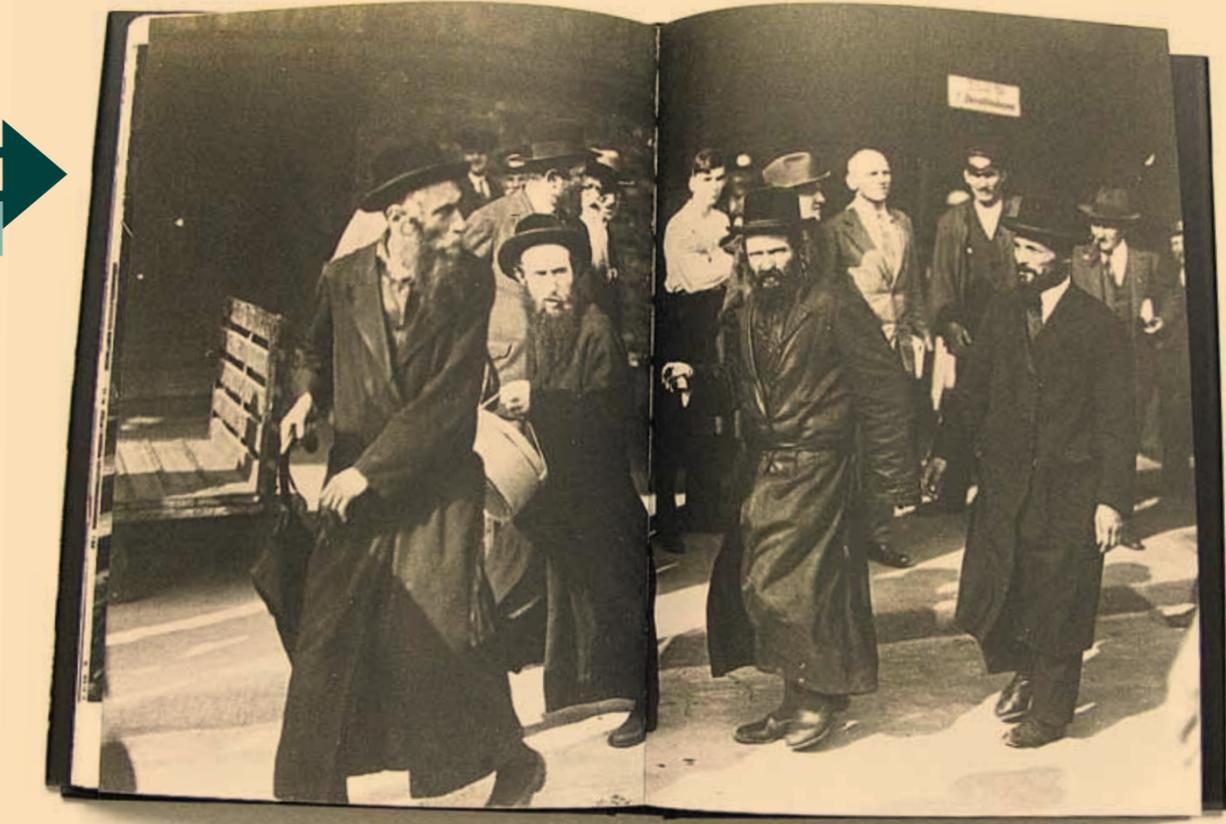
Die Welt in Bewegung

## Chroniken jüdischer Diaspora

Im Vorwort der Erstpublikation des Essays *Juden auf Wanderschaft* aus dem Jahr 1927 hegte der Dichter und Journalist **Joseph Roth** „die törichte Hoffnung, dass es noch Leser gibt, vor denen man die Ostjuden nicht zu verteidigen braucht; Leser, die Achtung haben vor Schmerz, menschlicher Größe und vor dem Schmutz, der überall das Leid begleitet.“ Intention seines Berichts sei weder Beifall, Zustimmung noch Widerspruch und Kritik. Joseph Roth, der sensible Chronist untergehender Welten, dessen Stil auch in diesem Opus zwischen journalistischer Präzision und literarischer Melancholie oszilliert, porträtierte jüdische Auswanderer, denen „der Westen Freiheit, die Möglichkeit zu arbeiten und seine Talente zu entfalten, Gerechtigkeit und autonome Herrschaft des Geistes“ bedeutete. Mittels seiner klaren Sprachkunst beschreibt er pointiert das Wechselspiel von Traum und Wirklichkeit, Eigenheit und Anpassung, Assimilation und Separation, friedvollem Alltag und gewalttätigen Pogromen, Flucht und selbstgewähltem Exil sowie gesellschaftlichen Metamorphosen in Form eines Vexierspiegels. Der Wiener Verleger **Christian Brandstätter** hat fast neun Jahrzehnte später dem dokumentarischen Text zeitgenössische, archaische Fotos aus internationalen Archiven zur Seite gestellt. Lebendig werden so ostgalizische Shtetl, die Wiener Leopoldstadt alias Mazzesinsel, die New Yorker Lower East Side, jüdische Viertel in Paris, Amsterdam, Moskau und Berlin. Pfade des freiwilligen Exodus, Wege der Flucht, verbunden mit Hoffnungen auf eine bessere Welt. Das wundersame an der neuen *Illustrierten Ausgabe* ist, dass sie wirkt, als wäre sie von jeher so geplant gewesen: ein seltenes, bibliophiles Kleinod, eine gelungene Symbiose aus Wort und Bild.

Gregor Auenhammer

**Joseph Roth**, „Juden auf Wanderschaft. Illustrierte Ausgabe“. € 29,90 / 144 Seiten. Christian Brandstätter Verlag, Wien 2010



Hörbuch

### Rosenblums Traum von England

Als der jüdische Berliner Jakob Rosenblum 1937 mit Frau und Kind in England eintrifft, wird ihm von einer Hilfsorganisation ein Blatt in die Hand gedrückt – eine Liste, die anführt, wie man Engländer wird. Daran hält sich Rosenblum in den folgenden Jahren, in denen er eine erfolgreiche Teppichfirma aufzieht, eisern. Nur der letzte Punkt, das Golfspiel, bleibt lange unerfüllt. Weil ihn, den Juden, kein Golfclub aufnehmen will. So kauft er in Dorset ein verfallenes Anwesen mit weitläufigem Gelände und beginnt, selber einen eigenen Platz anzulegen. Mit erwartbaren Rück- und Tiefschlägen. **Natasha Solomons** hat ihr Roman debüt nach der Lebensgeschichte ihrer Großeltern gestaltet: mit Sinn für Detail, Komik und Freundschaftsbeziehungen. Ankommen und Integration vollziehen sich hier mal komisch, mal melancholisch, oft berührend, weil Traumata des Verlustes und der Flucht nicht vergehen. Christian Brückner hat dies famos eingelesen. *Alexander Kluy*

**Natasha Solomons**, „Wie Mr. Rosenblum in England sein Glück fand“. € 29,99 / 479 min. Edition Parlando, Berlin 2010



Krimi

### Geheimnisse der Elfen

Die schwedische Insel Öland hat **Johan Theorin** zum Mittelpunkt seiner Romanserie gemacht. Er plant für jede Jahreszeit einen Krimi – wir sind nun beim Dritten angelangt, der im Frühling spielt. Der Charme all dieser Bücher besteht in der Verschränkung von alten Legenden und modernen Zeiten. Elfen und Trolle spielen diesmal mit, aber Theorin vermeidet es, Übersinnliches zum Fantasy-Klamauk verkommen zu lassen. Denn die Menschen, die sich als Sommergäste in ihren feudalen Strandhäusern einfinden, haben irdische Probleme. Per sorgt sich um seine kranke Tochter und ist mit dem Mord an seinem ungeliebten Vater konfrontiert. Der war Pornoproduzent und ist anscheinend aus Rache umgebracht worden. Die Nachbarn Pers leben sich gerade auseinander. Der Schnösel terrorisiert seine Frau, die heimlich ein Buch über Elfen schreibt und sich an ihre furchtbare Kindheit erinnert. Ungeöhnlich und lesenswert!

*Ingeborg Sperl (www.krimiblog.at)*

**Johan Theorin**, „Blutstein“. Deutsch von Kerstin Schöps. € 20,60 / 444 Seiten. Piper, München 2010



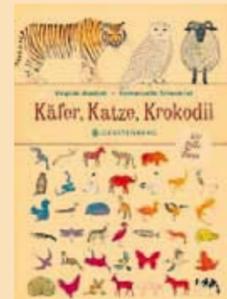
Kinderbuch

### 100 „tolle“ Tiere

Die Auswahl erscheint völlig willkürlich. „100 tolle Tiere“ haben die Autoren ausgesucht, so die Eigenwerbung. „Toll“ sind demnach der Hai und der Delfin, genauso wie der Dottertukan, die Giraffe oder die Stockente. **Käfer, Katze, Krokodil** nennt sich das Tierbuch von **Virginie Aladjidi** und **Emmanuelle Tchoukriel**. Letztere ist Spezialistin für medizinische und wissenschaftliche Illustrationen. Daher gibt es hier keine Tierfotos, sondern wunderschön gemalte Tierdarstellungen. Die Detailgetreue ist beeindruckend. Auf das richtige Größenverhältnis wurde nur bei wenigen Wert gelegt, was aber nicht stört. Eingeteilt in die Lebensräume der Tiere – also etwa Regenwald, Savanne oder Meere – darf durchgeblättert und gestaunt werden. Texte braucht es dazu kaum. Es genügen daher Kurzbeschreibungen. Wer ein Wort sucht, das dieses Buch am besten beschreibt, der nehme einfach „schön“.

*Peter Mayr*

**Virginie Aladjidi, Emmanuelle Tchoukriel**, „Käfer, Katze, Krokodil“. € 14,30 / 65 Seiten. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2010



Fundstück

### Freiheit ist unsicher, Sicherheit unfrei

Von einer „janusköpfigen Freiheit“ spricht der Schriftsteller Uwe Tellkamp angesichts der Fotodokumente des deutschen Chronisten des Mauerfalls **Daniel Biskup**. „Frei für Reise und Selbstbestimmung, frei von Arbeit und sozialer Sicherheit.“ Biskup visualisiert in *Wege der Freiheit* Zeitgeschichte: Ende der DDR, Zerfall des Eisernen Vorhangs, der Sowjetunion und Jugoslawiens, Aufbruch, Umbruch und Demokratisierung. Abseits staatsmännischer Agenden porträtiert er normale Menschen: vor dem Hintergrund zerbombter Häuser, zerstörter Brücken, in Flüchtlingscamps, „ihr vorläufiges Leben in einer Plastiktüte“, heimatlos, die Hinterlassenschaft eines politischen Systems gegen eine neue Existenz tauschend. Ohne Voyeurismus, unpräzise, eindrucksvoll. Dem Untergang „einer angeblich besseren gesellschaftlichen Ordnung“ folgte ein Neubeginn mit Verlusten, aber auch Hoffnungen. Wert und Preis der Freiheit mag subjektiv sein, in jedem Fall aber ist sie grenzenlos.

*Gregor Auenhammer*

**D. Biskup**, „Wege der Freiheit“. € 51,30 / 256 Seiten. C. Rolf Heyne, München 2010.



Genieße Kultur und bezaubernde Landschaften...  
Sichere dir jetzt dein LUXUS-REISEZIEL in Europa!

## BEST-SELLER

## Bestseller Belletristik

- (1) Ken FOLLET  
**Sturz der Titanen**  
Lübbe, € 28,80
- (2) Daniel GLATTAUER  
**Theo**  
Deuticke, € 15,40
- (3) Jonathan FRANZEN  
**Freiheit**  
Rowohlt, € 25,70
- (9) Lars KEPLER  
**Der Hypnotiseur**  
Lübbe, € 20,60
- (neu) Martin SUTER  
**Allmen und die Libellen**  
Diogenes, € 19,50
- (Wiedereinsteiger) Ildikó von KÜRTHY  
**Endlich!**  
Wunderlich, € 18,50
- (5) Ingrid NOLL  
**Ehrenwort**  
Diogenes, € 22,60
- (Wiedereinsteiger) Isabel ALLENDE  
**Die Insel unter dem Meer**  
Suhrkamp, € 25,60
- (neu) Thomas BERNHARD  
**Der Wahrheit auf der Spur**  
Suhrkamp, € 20,50
- (Wiedereinsteiger) Melinda Nadj ABONJI  
**Tauben fliegen auf**  
Jung und Jung, € 22,-

## Bestseller Sachbuch

- (1) Dirk STERMANN  
**6 Österreicher unter den ersten 5**  
Ulstein, € 17,50
- (2) Guinness World Records 2011  
Bibliographisches Institut, € 20,60
- (Wiedereinsteiger) Andreas SALCHER  
**Meine letzte Stunde**  
Ecowin, € 21,90
- (3) Georg MARKUS  
**Was uns geblieben ist**  
Amalthea, € 24,95
- (5) Heinz OBERHÜMMER, Martin PUNTINGAM  
**Wer nichts weiß, muss alles glauben**  
Ecowin, € 21,90
- (4) Thilo SARRAZIN  
**Deutschland schafft sich ab**  
DVA, € 23,70
- (Wiedereinsteiger) Wolfgang PETRITSCH  
**Bruno Kreisky**  
Residenz, € 26,90
- (7) Richard David PRECHT  
**Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?**  
Goldmann, € 15,40
- (Wiedereinsteiger) Richard David PRECHT  
**Die Kunst, kein Egoist zu sein**  
Goldmann, € 20,60
- (6) Jamie OLIVER  
**Jamies 30 Minuten Menüs**  
Doring Kindersley, € 25,70

Copyright by Verlagsbüro Schwarzer

## New York Times Fiction

- (3) Stieg LARSSON  
**The Girl Who Kicked The Hornet's Nest**  
Knopf, € 20,50
- (1) Dean KOONTZ  
**What The Night Knows**  
Bantam, € 20,40
- (2) Tom CLANCY, Grant BLACKWOOD  
**Dead Or Alive**  
Putnam, € 18,40
- (5) John GRISHAM  
**The Confession**  
Doubleday, € 16,30
- (11) Kathryn STOCKETT  
**The Help**  
Putnam, € 18,90

## NYT Nonfiction

- (1) Laura HILLENBRAND  
**Unbroken**  
Random House, € 20,80
- (2) George W. BUSH  
**Decision Points**  
Crown, € 20,40
- (4) Stacy SCHIFF  
**Cleopatra**  
Little, Brown, € 22,10
- (3) Keith RICHARDS with James FOX  
**Life**  
Little, Brown, € 21,60
- (5) Mark TWAIN  
**Autobiography Of Mark Twain. Vol. 1**  
University of California, € 78,90

## Die Hölle, das sind sie

Der Hamburger Humorist Heinz Strunk erduldet in seinem neuen Buch „In Afrika“ die Schrecken des Resorttourismus.

Von Christian Schachinger

Das Schlimme am Urlaubmachen ist ja, dass man zwar fortfahren, sich selbst aber nicht entkommen kann. Wer also schon zu Hause nicht besonders happypeppi ist, aus dem wird auch in der Ferne kein Limbotänzer werden.

Strafverschärfend kommt jetzt dazu, dass man speziell als Schriftsteller in den meisten Fällen nicht dafür gebaut ist, das Haus zu verlassen. Die künstlerische Existenz und existenzielle Belastbarkeit schließen sich aus. Angst, Neurosen, Hypochondrie,

„Beide wollen in den Weihnachtsferien definitiv nichts erleben, allerhöchstens essen, trinken, geradeaus schauen, ein wenig an einem Drehbuch schreiben. Das geht schief.“

lich auch nichts passiert. Die beiden Herren halten einen präzisen Stundenplan zwischen Buffet, Pool, Spielhölle und unerträglichem Leid angesichts miturlaubender deutscher Spießer ein. Strunk verfällt dem Wahn, ausgerechnet an diesem Ort eine Diät zu beginnen. Freund C. kommt dem Versuch, dem heimischen Kabarettisten Christoph Grisseemann literarisch aufs Fell zu rücken, sehr nahe. Unter dem Schaffell lauert ein hypochondrischer und zänkischer Wolf, der fünfminütige Ver-

Auch beim Hamburger Autor Heinz Strunk hat man es schon bei seinem Debüt *Fleisch ist mein Gemüse* geahnt, den Erinnerungen

an seine Zeit als an einer Weltkarriere vorbeizuckelnder Tanzmusiker. Der Mann, den alle für einen lustigen Menschen halten, obwohl es wenig zu lachen gibt, mag es gar nicht gern. Was er nicht gern mag? Alles. Speziell Veränderung. Routine ist ein guter Freund. Sie gibt Halt. Trost gibt es keinen.

Manchmal wacht man nachts wegen eines Albtraums auf: Man hat geträumt, dass man nach Hause kommt – und ein Freund hat eine Überraschungsparty ausgerichtet. Heinz Strunk also fährt nach seiner letzten Glanztat, dem Bestseller *Fleckenteufel*, der der Geschichte der jugendlichen Autoerotik entscheidende Kapitel hinzufügte, mit seinem Wiener Freund C. nach Afrika. Dort wollen beide in den Weihnachtsferien definitiv nichts erleben, allerhöchstens essen, trinken, geradeaus schauen, ein wenig an einem Drehbuch schreiben. Das geht schief. Wer schon dort war, hätte sie warnen können. Von den vielen Schrecken, die die Welt bietet, ist ein Aufenthalt in einem Tourismusresort nahe der kenianischen Hafenstadt Mombasa sicher nicht der geringste.

Man darf jetzt nicht zu viel erzählen, weil ja eigentlich auch nichts passiert. Die beiden Herren halten einen präzisen Stundenplan zwischen Buffet, Pool, Spielhölle und unerträglichem Leid angesichts miturlaubender deutscher Spießer ein. Strunk verfällt dem Wahn, ausgerechnet an diesem Ort eine Diät zu beginnen. Freund C. kommt dem Versuch, dem heimischen Kabarettisten Christoph Grisseemann literarisch aufs Fell zu rücken, sehr nahe. Unter dem Schaffell lauert ein hypochondrischer und zänkischer Wolf, der fünfminütige Ver-



Fasten am falschen Ort, Klagenhagel von Freund C.: Herr Strunk hatte im Urlaub mit etlichen Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Foto: Ph. Rathmer

spätungen mit Klagenhagel via SMS bestraft und auch sonst das Häferl gibt. Eventuell literarisch überzeichnet, rettet C. dieses auf jeden Fall ereignisarme Buch mit konsequenter schlechter Laune, Hader und Krankheiten sowie der urchuten Idee, nachts in Mombasa während der Vorstufe eines Bürgerkriegs ugandische Austauschstudentinnen kennenzulernen.

In Afrika war der nette Versuch, einmal vom Humoristenalltag Pause zu machen. Zwei ältere Jungesellen mit ihren entsprechenden Schrulligkeiten landen dabei in der Hölle. Die Hölle, das sind sie. Wenigstens als Leser hat man mächtig zu lachen.

Heinz Strunk, „In Afrika“. € 16,40 / 270 S., Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2011

## Der Schritt über die Kante

Günter Wels alias Günter Kaindlstorfer hat den Seitenwechsel von der Kritik zur Literatur mit größter Leichtigkeit bewältigt.

Von Dorian Waller

Im Rennen um den Titel der hässlichsten Stadt Österreichs liegt Wels neben Liezen und Wien eigentlich immer ganz gut. Dennoch scheinen die Welser mitunter eine gewisse Zuneigung zu ihrer Heimatstadt zu entwickeln.

Wie sonst ist zu erklären, dass nach Franz Welser-Möst ein weiterer Kulturschaffender die Haus-ruckmetropole freiwillig in seinen Namen aufnimmt? Die Rede ist von dem Journalisten Günter Kaindlstorfer, der als Günter Wels sein beachtenswertes literarisches Debüt vorlegt.

Die sieben Erzählungen seines Erstlings *Maitage* zeigen, dass Kaindlstorfer über die Jahre gewinnbringend viele literarische Werke rezipiert hat. Den späten Seitenwechsel meistert Wels nun mit größter Leichtigkeit.

In einer präzisen und zugleich unverkrampften Sprache berichtet er von Menschen, die ebenfalls im Begriff sind, eine wichtige Linie zu übertreten. Es ist der Schritt in das Leben der Erwachsenen, den sie als Jugendliche zu bewältigen haben.

Tipp-Kick im Freibad

Doch die Adoleszenz ist nicht die einzige Gemeinsamkeit der Protagonisten. Tatsächlich macht sich ihr Wandel auch stets in einer geografischen Veränderung bemerkbar. Da ist etwa der Junge, der seine Ferien bei seinem Vater am Meer verbringt. Dort wird der Knabe, dessen erwachende Sinnlichkeit bei aller Behutsamkeit in jeder Zeile spürbar ist, auf uner-

wartete Weise in die körperliche Liebe eingeführt.

Astrid hingegen kämpft während eines Ausfluges zur Backhendlstation Scheich vergeblich um die Zuneigung ihrer Mutter. Schlussendlich wird sie jedoch ebenso ins verhasste Internat zurückgebracht wie Jürgen und Sani, die in einer anderen Erzählung dem Schreckenregime des Kinderheims Schwarzenthal zu entkommen versuchen.

Im Zentrum des bewegenden *Epitaph auf Mike* steht die zermürbende Urlaubsreise, welche die Ich-Erzählerin mit ihrem von depressiven Schüben gequälten Freund unternimmt. In der Titelgeschichte wiederum wird dem Nazispross Hartmut beim Durchstreifen seiner von Alliierten besetzten Stadt bewusst, dass ihn das Spielen mit den einst so heißgeliebten Spielzeugsoldaten nicht mehr reizt.

Bereits vor dem Krieg gerät an anderer Stelle ein Trupp Heim-

wehrkämpfer in einen Hinterhalt der Nationalsozialisten.

Ganz anders und doch exemplarisch wird in *Summer of 76* von einer Kindheit zwischen Tipp-Kick und Freibad, Erwachen und Erlöschen einer ersten Verliebtheit erzählt. Für das Mädchen, das ihn eigentlich schon wieder langweilt, steigt der Erzähler auf das gefürchtete Zehnmeterbrett. Mit dem Schritt an die Turmkante bricht die Geschichte ab, so wie auch die anderen Erzählungen in *Maitage* an einer Stelle enden, an der die zumindest sicher gehoffte Welt zu kippen droht. Ein Kniff, der die Lektüre zusätzlich mit Spannung auflädt und durch den erst möglich wird, dass Wels seine Figuren und deren Realität derart mit Leben erfüllt, dass sie auch nach dem letzten Satz noch weiterleben können.

Günter Wels, „Maitage. Erzählungen“. € 19,80 / 273 Seiten. Czernin Verlag, Wien 2010

zB. FUERTEVENTURA, GRAN CANARIA, MALTA oder SIZILIEN...

Gönn dir ein Stück Paradies!

# Abraham, der Auswanderer

Aufbruchsstimmung und Landverheißung sind so etwas wie eine Matrix der Zivilisation: Über die Migration als literarisches Motiv.

Von Bert Rebhandl

Von dem berühmtesten Auswanderer der Weltliteratur kennen wir nur den Vornamen. Er hieß Abraham, er hatte die Stimme Gottes im Ohr, als er in ein Land zog, das in alter Zeit Kanaan hieß. Die Geschichte ist in der Bibel aufgeschrieben, sie bildet mit ihrer Spannung von Aufbruchsstimmung und Landverheißung, von Migration und Sesshaftwerdung so etwas wie eine Matrix der menschlichen Zivilisation.

Auf Abraham berufen sich heute alle drei großen monotheistischen Religionen, und wenn man die Stationen seiner Wanderschaft auf eine aktuelle Landkarte einträgt, dann wird man bemerken, dass er die gesamte Krisenregion durchmessen hat, die man heute den Nahen Osten nennt.

Die Bibel greift als literarisches Zeugnis auf so alte Überlieferungen zurück, dass sie unweigerlich noch im Blick hat, dass die Menschen eine Idee von territorialer Zugehörigkeit erst lernen mussten. Der Pentateuch, die sogenannten fünf Bücher Mose, bildet das Epos einer ganz frühen Nationalisierung, und hier ist es noch einmal ein Ausgewandertes, in diesem Fall ein unfreiwilliger, der das alles auslöst: Die Josefserzählung enthält nun schon fast alle wesentlichen Momente, die in der Moderne den Völkerverkehr bestimmen. Josef, der Sohn Jakobs, der wiederum Abrahams Enkel war, wurde von seinen Brüdern nach Ägypten verkauft, machte

dort aber eine typische Begabtenkarriere und sorgte durch Familiennachzug dafür, dass seine Großfamilie am Nil eine Weile eine gute, wenngleich arbeitsreiche Zeit an den Fleischtöpfen der reichen Hochkultur hatte.

Das Volk Israel lernte sich erst in der Diaspora so richtig als solches zu begreifen, und mit dem Auszug aus Ägypten und der Wanderschaft in das Gelobte Land bekam die abendländische Geschichte ein ungeheuer wirkmächtiges Modell an die Hand: Die Verbindung von Volk, Erzählung, Territorium und einem eifersüchtigen Gott bot zum ersten Mal eine ganze Reihe von Parametern, die belastbare Unterscheidungen ermöglichten zwischen Israel und seinen Nachbarn. Bis in die Gegenwart hat sich in dieser Hinsicht im Grunde nicht viel geändert. Menschen definieren ihre Zugehörigkeit durch Herkunft, und in dieser Definition spielen Erzählungen in der Regel eine bedeutende Rolle.

Die Josefserzählung enthält auch schon ein entscheidendes Moment vieler Migrationsbewegungen: Sie sind häufig nicht freiwillig. Der Sklavenhandel, der heute als wichtiger Beschleunigungsfaktor in der Globalisierung der Weltwirtschaft gilt, zwang zwölf Millionen Afrikaner in eine Passage über den Atlantik und in ein Fronleben in Amerika. Die kulturellen Prozesse, die mit dieser Unterjochung und späteren Befreiung einhergingen, sind ungeheuer komplex, denn sie enthalten zahlreiche Modelle einer subversiven Aneignung der Herrschaftskultur und einer untergründigen Überlieferung der Ursprungskultur, die zum Beispiel in die komplexe Literatursprache von Toni Morrison ebenso Eingang gefunden haben wie in die Idiome des HipHop.

Wie anders klingt dagegen das



Von hier, seinem angeblichen Heimatort, zog Abraham aus: Das Foto zeigt den teilweise rekonstruierten Stufenturm von Ur in Chaldäa, etwa 300 km südöstlich von Bagdad gelegen.

Foto: APA/Krachler

Gleichmaß, mit dem Goethe in seinen *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* anhebt: „In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine überverwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entflohen über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichneten Personen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten und mancher Vorteile genossen, die ein wohl denkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte.“ Die kleine Passage enthält all jene Elemente, die eine auch territorial stabile

Identität wünschenswert machen: Man kann die Vorfahren in Ehren halten und kann auf deren Leistungen etwas aufbauen. Zugleich aber weiß der Dichter, dass gedeihliche Entwicklung als solche keinen großen Erzählstoff abgibt, deswegen braucht der Bildungsroman im engeren Sinn und die Literatur im weiteren auf jeden Fall Probleme und Bewegung.

Am Ende seines Romans *Wilhelm Meisters Wanderjahre* gibt es ein großes Auswandern, und Goethe nahm damit vorweg, dass im 19. Jahrhundert tatsächlich sehr viele Deutsche nach Amerika gingen. Nachlesen kann man das bei Karl May genauso wie bei Theodor Fontane, aber schon Goethe entwickelte ein Konzept von Weltliteratur, das die nationalen Grenzen überwinden helfen könnte – mit dem Klassiker Goethe lässt sich im Grunde nur eine internationale, west-östliche „Leitkultur“ begründen.

Was sich hier erst in Ansätzen erkennen lässt, prägt große Bereiche der Literatur des 20. Jahrhunderts. Denn die vielen Migrationshintergründe in modernen Gesellschaften ergeben nicht nur höchst ausdifferenzierte Diasporagemeinschaften (mit eigenen Videotheken, Gebetsorten, Imbissläden), sondern eben auch vielfache Hybridisierungen. Das bekannteste Buch aus diesem Zusammenhang sind wohl *Die satanischen Verse* von Salman Rushdie, ein Roman, der zwischen Indien und England spielt, der eine häretische Version der islamischen Offenbarung enthält, in dem das Bollywood-Kino ein wichtiges Orientierungssystem bildet, und in dem vor allem Verwandlungen und Wunder möglich sind, die bildhaft überhöhen, was Menschen auf ihrem Weg zwischen Kulturen abverlangt wird – extreme Identitätsspannungen. Die ehemalige Welt-

macht England ist auf dem Feld der Literatur noch immer eine, und man geht sicher nicht fehl, wenn man dies dem Nachleben der kolonialen Beziehungen und den Migrationsströmen zuschreibt, die entlang der alten Handelsrouten verlaufen. Für die frankophone Welt gilt dies ganz ähnlich, nur ist diese stärker auf sich selbst bezogen. Die aktuelle Weltmacht USA ist hingegen in ihrer Literatur immer noch stark auf die europäischen Wurzeln bezogen: Die weißen Männer, die den Betrieb dominieren, von Philip Roth bis Jonathan Franzen, zeichnen sich auch dadurch aus, dass sie einem traditionellen Erzählen huldigen, das sich an den bürgerlichen Erfahrungskategorien des 19. Jahrhunderts orientiert.

Man könnte das als eine besonders erfolgreiche Form von Kulturexport bezeichnen – was in der alten Welt in Form von Religions- und Nationalkonflikten viele Jahrhunderte die Geschichte bestimmte, findet in Amerika in Form moderner Identitätsdramen tragikomische Nachspiele. Die Geschichte von Josef in Ägypten aber fand in Amerika auch noch ein gewichtiges Echo: Es war der Emigrant Thomas Mann, der in Kalifornien 1943 seine Romantetralogie *Josef und seine Brüder* fertigstellte, mit der er nicht weniger versuchte, als die Menschen des 20. Jahrhunderts an die Ursprünge allen Erzählens zurückzuführen. Das geht natürlich im Modus der Ironie, also mit einer Selbstdistanz, die sich über die Abgründe aller Gründungsgeschichten ein wenig aufgeklärt hat.

„Der Dichter weiß, dass die gedeihliche Erzählung als solche keinen großen Erzählstoff abgibt, daher braucht die Literatur auf jeden Fall Probleme und Bewegung.“

## Als Flüchtlinge willkommen

Viele Europäer wanderten nach Südamerika aus. Wie es seinen Vorfahren erging, schildert **Antonio Skármeta**, chilenischer Autor, **Alexandra Förderl-Schmid**.

„Kennst du die Perle, die Perle Tirols. Das Städtchen Kufstein, das kennst du wohl ...“ Es sind vertraute Klänge, die über den Marktplatz wehen. Ringsum Häuser im alpinen Stil und außerhalb des Ortes satte, grüne Wiesen. Wäre nicht der Vulkan Osorno in Sichtweite, könnte dies im Voralpenland sein. Es ist aber das Städtchen Puerto Varas, rund tausend Kilometer südlich von Santiago de Chile.

Hier, im sogenannten Kleinen Süden ließen sich Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts deutschsprachige Auswanderer

nieder, viele aus der damaligen Habsburgermonarchie. Aus Tirol kamen die Vorfahren der Akkordeonspielerin im Dirndlkleid, die das *Kufstein-Lied* intoniert.

Auch die Großeltern von Antonio Skármeta kamen kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs aus Österreich-Ungarn, von einer kleinen Insel, die heute zu Kroatien gehört. „Der Armut und dem Militärdienst wollten sie entkommen“, nennt der Autor als Gründe für ihre Auswanderung. Er hat ihre Geschichte in seinen Romanen *Die Hochzeit des Dichters* und *Das Mädchen mit der Posaque* (Piper-Verlag) geschildert. „Österreicher und Deutsche waren sehr willkommen. Sie haben sich gut integriert, Chilenen geheiratet.“ Ihre Heimat haben sie in den Häusern und auf den Wiesen konserviert.

Die Einwanderer haben Grundstücke geschenkt bekommen, vor allem in Südkhile. Oder sie haben sich im Norden angesiedelt, so wie Skármetas Vorfahren, zum Abbau

von Rohstoffen. „Reich wurden sie nicht“, sagt Skármeta, der die Romanvorlage für den bekannten Film *Il Postino* (die Oper wurde mit Plácido Domingo im Dezember im Theater an der Wien aufgeführt) schuf. „Aber in Chile standen meinen Großeltern alle Möglichkeiten offen.“

Als der Feldkircher Eduard Frei vor mehr als hundert Jahren nach Südamerika auswanderte, konnte er nicht ahnen, dass sein Sohn und Enkel einmal Präsidenten in Chile werden würden. Eduardo Frei Montalva regierte zwischen 1964 und 1970, sein Sohn Eduardo Frei von 1994 bis 2000.

Nach dem Militärputsch 1973 wählten viele die Heimat der Vorfahren, Europa, als Exil, Skármeta lebte 15 Jahre in Berlin, Chiles Expräsidentin Michelle Bachelet vier Jahre in der DDR. „Damals waren wir Flüchtlinge aus Chile in Europa sehr willkommen.“

MIGRATION

Die Welt in Bewegung

Aus produktionstechnischen Gründen müssen Walter Schmögners „Co&Mix“ in dieser Woche ausnahmsweise entfallen.



Zum Schlappchenpreis von dem wertlosen Leben.

# Warum gibt es Frauenhandel noch immer?

Der weltweite Frauenhandel ist keine neue Erscheinung, er hat sich mit der massenhaften Auswanderung im 19. Jahrhundert entwickelt. Und er war immer grenzüberschreitend.

Von Martin Pollack

Die Botschaft des knallroten Plakats auf dem einfachen Dreiecksständer ist eindeutig. *Girl's Night Ranch*. Aktion ab 45 €, heißt es da, dazu die Zeichnung eines nackten Mädchens, damit wirklich jeder kapiert, was angepriesen wird – obendrein in Aktion! Etwas weiter eine Plakatwand, zwei mal fünf Meter, sie wirbt für ein anderes Etablissement: *Night Club Flying Lady*, 30 min. 55 €.

Willkommen im Südburgenland. Hier bin ich zu Hause. Diese Plakate sehe ich Tag für Tag an der Straße, im Ortsgebiet. Werbung für Bordelle, als handle es sich bei den dort tätigen Frauen um Liegen in einem Bräunungsstudio, für die man stundenweise bezahlt. Solche Plakate und die dazugehörigen Lokale gibt es im Südburgenland überall.

Im Prinzip ist gegen Bordelle nichts einzuwenden. Mit öffentlicher Werbung, die Frauen wie Ware anpreist, ist das etwas anderes. Die ist sexistisch und frauenverachtend. Das scheint keinen zu stören. Dazu kommt, dass erfahrungsgemäß nicht alle Mädchen in solchen Einrichtungen den Männern ihre Dienste freiwillig anbieten. Die Mädchen stammen aus den ärmsten Ländern der Dritten Welt und der ehemaligen Sowjetunion, aus der Ukraine, Belarus, Moldawien. Viele werden in die Prostitution gezwungen, werden an Zuhälter wie Ware verkauft. Sie werden ins Ausland gelockt mit Versprechen einer gut



**Martin Pollack**, geb. 1944 in Bad Hall, ist Schriftsteller, Journalist und Übersetzer. Er studierte Slawistik und osteuropäische Geschichte und war lange Korrespondent für das Wochenmagazin „Der Spiegel“. 2010 wurde ihm der Georg-Dehio-Buchpreis verliehen. Zuletzt erschien von ihm „Der Kaiser von Amerika. Die große Flucht aus Galizien“ (Zsolnay Verlag, 2010).  
Foto: Heribert Corn

bezahlten Arbeitsstelle als Kindermädchen, Kellnerin, was immer – einmal weg von zu Hause, von der Familie werden sie brutal gefügig gemacht, verprügelt, vergewaltigt, ihrer Dokumente beraubt. Zwangsprostituierte ohne Sprachkenntnisse und Papiere sind ihren Peinigern schutzlos ausgeliefert. Von den Behörden haben sie kaum Hilfe zu erwarten. Auch nicht in Österreich. Nach Berichten der Uno ist Trafficking in Women, Frauenhandel, einer der lukrativsten Zweige der organisierten Kriminalität, vergleichbar – und oft eng verbunden – mit dem Drogenhandel.

Der weltweit vernetzte Frauenhandel ist keine neue Erscheinung, er hat sich im Verein mit der massenhaften Auswanderung im 19. Jahrhundert entwickelt. Die wichtigsten Herkunftsgebiete für die „lebende Ware“, wie man die Opfer treffend nannte, waren damals, jedenfalls was Europa angeht, ungefähr dieselben wie heute: Galizien (heute Westukraine), das westliche Russland (Ukraine und Belarus), Russisch-Polen, Bessarabien (heute Moldawien). Armut und Ausbeutung bedingen einander, auch sexuelle Ausbeutung setzt Elend voraus. Daran herrschte in diesen Gebieten kein Mangel, Galizien war das Armenhaus der Monarchie. Der Galizier arbeitet wenig, weil er zu wenig isst, er ernährt sich elend, weil er zu wenig arbeitet, und er stirbt zu früh, weil er sich elend ernährt, beschrieb ein zeitgenössischer Autor die schlimmen Zustände. Das galt für ukrainische und polnische Kleinbauern und Tagelöhner ebenso wie für die Masse der Juden. Das Elend war ein idealer Nährboden für den Frauenhandel.

Beim „Handel mit lebender Ware“ spielten, wie bei der Auswanderung, Agenten eine wichtige Rolle. In vielen Fällen waren sie jüdischer Herkunft, so wie zahlreiche ihrer Opfer. Das lieferte der antisemitischen Hetze willkommene Nahrung. Allerdings gibt es dafür eine einfache Erklärung. Die Juden waren in Galizien und anderen Gebieten Osteuropas traditionell als Vermittler tätig, als Pächter, Zwischenhändler und Händler, oft über Grenzen hinweg. Auch der Mädchenhandel funktionierte schon damals grenzüberschreitend. Wichtige „Absatzgebiete“ waren die Türkei, Ägypten und Länder Westeuropas, vor allem aber Südamerika. Rekrutiert wurden die Frauen aus den ärmsten Schichten der jüdischen Shtetl und Elendsbezirke der größeren Städte. Angeworben wurden die Mädchen, wie heute, mit der Aussicht auf gut bezahlte Anstellungen in reichen Häusern im Ausland, als Bonne oder Gesellschaf-

terin, und wenn das nicht wirkte, bot ein skrupelloser Händler schon auch einmal die Ehe an.

Auch heute träumen hunderte tausende Mädchen und Frauen aus der Ukraine, Moldawien und Belarus davon, mit Hilfe von Heiratsagenturen einen Traummann im Westen zu finden, um so der Misere zu Hause zu entkommen. Viele dieser Büros werden laut Berichten internationaler Experten von straff organisierten kriminellen Netzwerken kontrolliert.

Im Shtetl in Osteuropa gab es die Institution der sogenannten stillen Chuppa, jiddisch für stille Hochzeit, derer sich Mädchenhändler gern bedienten. Um ein Mädchen in seine Gewalt zu bekommen, hielt der Händler, bevorzugt als reicher Geschäftsmann aus Argentinien oder Brasilien auftretend, bei den Eltern um seine Hand an. So ein vornehmer Bräutigam im Zylinder machte bei armen Leuten naturgemäß Eindruck, sodass sie nicht zögerten, ihm die Tochter anzuvertrauen. Oft begnügte man sich mit einer stillen Chuppa, für die es keinen Rabbiner brauchte, von den Behörden ganz zu schweigen. Dafür reichten zwei Zeugen, das konnten auch Nachbarn sein.

In galizischen Zeitungen finden sich Berichte von umtriebigen Händlern, die dreißig und mehr Mädchen pro Jahr unter die Chuppa, den Hochzeitsbaldachin, führten – um sie gleich darauf als Prostituierte zu verkaufen. Es gab in diesem anrüchigen Gewerbe allerdings auch viele Frauen, denen naive Mädchen, besonders leicht auf den Leim gingen, weil sie einer Frau eher vertrauten. Nach vorsichtigen Schätzungen wurden um 1900 allein aus Galizien jährlich rund 10.000 Mädchen, viele minderjährig, als Prostituierte ins Ausland gebracht. Die größte Nachfrage bestand in Lateinamerika, wo man die Mädchen aus Osteuropa Polacas nannte, da viele aus polnischsprachigen Ländern stammten.

Der Handel mit „delikatem Fleisch“, wie man die zwielichtigen Geschäfte nannte, nahm solche Ausmaße an, dass es den Händlern geboten erschien, im Jahre 1890 eine eigene Organisation ins Leben zu rufen, die den Mädchenhandel aus den osteuropäischen Elendsvierteln kontrollierte. Sie nannte sich *Warszawskie Towarzystwo Wzajemnej Pomocy*, Warschauer Gesellschaft zur gegenseitigen Hilfe, nach dem Vorbild jüdischer Bruderladen, Hilfsorganisationen von Handwerkern und Arbeitern. Allein in Argentinien besaß die Organisation um 1900 angeblich über 400 eingetragene Mitglieder, die über 3000 Bordelle betrieben. Später änderte der Hilfsverein jüdischer Bordellbesitzer und Mädchenhändler seinen Namen zu *Zwi Migdal*, nach dem Namen eines Gründungsmitglieds. Um ihre Gebahrungen gegenüber den ohnehin nicht sonderlich wachsamen Behörden zu tarnen, bedienten sich die Händler untereinander eines eigenen Codes. Gut gewachsene

„Nach vorsichtigen Schätzungen wurden um 1900 allein aus Galizien jährlich rund 10.000 Mädchen, viele minderjährig, als Prostituierte ins Ausland gebracht.“



Zweifelhafte Aktionen: Willkommen im Südburgenland!

Foto: Heribert Corn

Mädchen wurden „Silberlöffel“, eine auffallende Schönheit wurde als „Brillantkreuz“ angepriesen, während man unansehnliche Frauenspersonen als „Kartoffelsäcke“ handelte. Es kam vor, dass Mädchen von der eigenen Familie angeboten wurden. „Dass die eigenen Eltern ihre Töchter in die Sklaverei und Hurerei verkaufen, ist erschreckend und ein Zeugnis für das entsetzliche Elend der Menschen in Galizien“, schrieb die Tageszeitung *Kurjer Lwowski* (Lemberger Kurier) vom 4. August 1891.

Die Tatsache, dass der Mädchenhandel in Galizien und anderen osteuropäischen Regionen vorwiegend von Juden betrieben wurde, rief auch jüdische Intellektuelle auf den Plan. Als eine der ersten trat die jüdische Publizistin und Frauenaktivistin Bertha Pappenheim, geboren 1859 in einer frommen jüdischen Familie in Wien und in die Literatur eingegangen als Anna O., deren Fallgeschichte Sigmund Freud zusammen mit Josef Breuer publizierte, gegen den jüdischen Mädchenhandel auf. Sie bereiste wiederholt Osteuropa, um sich mit eigenen Augen von den dortigen Zuständen zu überzeugen. Was sie vorfand, übertraf ihre schlimmsten Be-

fürchtungen. „Wie bekannt, sind die Händler und Agenten vielfach Frauen, kapitalkräftige Kaufleute, die oft unter dem Deckmantel größter Ehrbarkeit ihr Geschäft betreiben. Fast ebenso unfasslich wie das Gewerbe selber ist, dass in Rumänien sowie in Galizien die Mädchenhändler als solche in den jüdischen Gemeinden gekannt und dennoch geduldet sind.“

Bertha Pappenheim bemühte sich, im Rahmen verschiedener Organisationen den Mädchenhandel zu bekämpfen. Besondere Bedeutung maß sie der Beratung von Emigrantinnen bei, einer besonders leichten Beute von Mädchenhändlern. Sie ließ in europäischen Häfen Broschüren verteilen und Plakate anschlagen, um die unwissenden Mädchen zu warnen. Viel geholfen hat es nicht. Bertha Pappenheims Aktivitäten konnten nicht verhindern, dass der Mädchenhandel ständig zunahm. Das hatte auch damit zu tun, dass die staatlichen Behörden in Europa und Lateinamerika den Kampf gegen das schändliche Übel nur halbherzig betrieben und lieber wegschauten.

Daran hat sich bis heute wenig geändert. Über hundert Jahre später werden Mädchen und Frauen wie damals von weltweit agierenden kriminellen Organisationen sexuell versklavt und wie Ware gehandelt. Und wir alle schauen weg.





Ali Rahimi legt keinen Wert auf Namen und Marken. Gemütlich muss es sein – zum Beispiel mit Lustern aus Murano und Pölstern vom Interio.

Foto: Lisi Specht

## Ich kann stundenlang ins Feuer schauen

Für den gebürtigen Perser **Ali Rahimi**, Inhaber eines Wiener Teppichhauses, ist Heimat dort, wo auch Sehnsucht ist. Das erfuh **Wojciech Czaja** bei einem Kamingespräch.

„Ich bin viel unterwegs, so circa einmal im Monat, im Iran, in Indien, China und Pakistan, und bin daher nur selten zu Hause. Doch das macht nichts. Es gibt ein persisches Sprichwort, das besagt: „Heimat ist dort, wo die Sehnsucht ist.“ Mein Glück ist, dass ich mich schnell anpassen kann. Ich fühle mich mal in Wien zu Hause und mal in Teheran. Wenn die Stimmung passt, dann fühle ich mich sogar in der Wohnung von Freunden daheim. Das finde ich überhaupt etwas sehr Schönes.“

Ich wohne im Palais Szechenyi in der Spiegelgasse, direkt über meinem Geschäft und mitten in der Wiener Innenstadt. Ich bin ein urbaner Mensch, ich liebe diesen Ort! Manchmal fühle ich mich hier in einem Dorf, in dem jeder jeden kennt und in der man sich auf der Straße grüßt. Natürlich gibt es diese kleinteiligen Strukturen auch in Teheran, aber ganz ehrlich: Hier in Wien ist die Welt etwas entspannter.

Außerdem habe ich die U-Bahn vor der Haustür, die Infrastruktur ist perfekt, der Bäcker ist ums Eck, und wenn ich in die Arbeit muss, dann stehe ich nicht stundenlang

im Stau, sondern fahre mit dem Lift einfach nur ins Erdgeschoß. Die einzigen zwei Nachteile: Es ist laut, und Parkplätze sind hier eine Mangelware. Macht nichts. Das diszipliniert mich beim U-Bahn-Fahren.

Hätte ich Kinder, würde ich sicherlich irgendwo draußen im Grünen wohnen. Aber so – ich bin auch ledig – ist mein Leben ziemlich flexibel. Ich wohne zwar allein, aber ich lade oft Freunde und Gäste ein, und wir verbringen dann einen netten gemütlichen Abend. Ganz selten kommen auch Kunden und Geschäfts-

partner hier rauf, um sich den einen oder anderen Teppich anzusehen. Daher hat die Wohnung auch ein bisschen repräsentativen Charakter. Besser gesagt: Sie sollte haben! Seit Jahren ist alles in progress, nichts ist fertig.

Das Wichtigste ist für mich der Altbau. Ich brauche die hohen Räume um mich. Der Parkettboden knarrt mit jedem Schritt, die Wände sind schief, es sind hier mit Sicherheit schon wahnsinnige Geschichten passiert. Das Palais wurde für den Freiherrn von Schloissnigg erbaut, ab 1927 ge-

hörte es dann der ungarischen Gräfin Széchenyi. Ich finde das ja spannend!

Es ist schön, vorm offenen Kamin zu sitzen. Ich mache oft Feuer, manchmal sogar im Sommer. Das Feuer bringt mich immer zum Nachdenken. Ich kann da stundenlang reinschauen. Ich denke, das ist das Highlight in meinem Wohnzimmer.

Und was die Möbel betrifft: Ich bin jemand, der überhaupt nicht auf Namen und Marken Wert legt, sondern es muss mir einfach gefallen. Und so passiert es, dass ich

einen Luster aus Murano habe, einen alten Esstisch mit Holznägeln aus Indien – der Transport hat mehr gekostet als der Tisch selbst – und Polster vom Interio. Warum nicht! Auch mit wenig Geld kann man schöne Sachen kaufen.

Ich habe einen hundert Jahre alten, französischen Gobelin an der Wand, und im Nebenzimmer hängen Bilder von Keith Haring und Andy Warhol. Ob das zusammenpasst? Keine Ahnung. Mir gefällt's. Gemütlichkeit ist für mich das Wichtigste überhaupt.

Am liebsten gehe ich auf Flohmärkten spazieren. Die schönsten sind in Paris und Florenz. Meistens nehme ich das eine oder andere Ding mit nach Wien. Für meinen Geschmack – warme und erdige Farben, Kerzenlicht und Möbel mit viel Geschichte – ist diese Form der Einrichtung genau das Richtige.

Ansonsten steht nicht viel herum. Ich bin ja der Meinung, dass es nichts Wichtigeres gibt als Teppiche, Stühle, Polster. Manchmal nehme ich mir einen Polster und lege mich damit auf den Boden. Da gibt es natürlich wieder ein persisches Sprichwort: „Gib mir einen Teppich und einen Stuhl, und ich kann wohnen.“ Und das stimmt wirklich. “



### WOHNGESPRÄCH



Gute  
Aussichten  
auf Erfolg.

www.buero.at



## STANDARD EXKLUSIV

23., Leo-Mathäuser-Gasse 92

- 12 freifinanzierte Eigentumswohnungen
- Wohnungsgrößen zwischen 123 und 147 m<sup>2</sup>
- großzügige Terrassen oder Eigengärten
- bezugsfertig

Nur noch wenige Wohnungen frei!

ÖSW – Siedlungs- u. Wohnungswerk  
Wohnungs- u. Baubetreuungsges.m.b.H.  
Brigitte Mitterlehner: T 01/401 57 DW 134  
brigitte.mitterlehner@oesw.at | www.oesw.at





## PERSONAL MOVES

KARIN BAUER

Quoten  
in Davos

Das Weltwirtschaftsforum Davos (heuer vom 26. bis 30. Jänner) ist eine Männerveranstaltung. Das ist kein

Werturteil, sondern – was die rund 100 Unternehmenspartner der elitären Veranstaltung betrifft – eine Tatsachenbeschreibung. Heuer werden sie verpflichtet, dass einer der jeweils fünf Delegierten in den Schweizer Alpen eine Frau ist. Also eine 20-Prozent-Quote.

Ein gutes Signal? Ja, weil Goldman Sachs & Co von sich aus offenbar nicht bereit waren, Frauen an den Tisch zu lassen. Gemessen am Wirtschaftsdurchschnitt (drei Prozent der Fortune-500-CEOs sind Frauen) sind 20 Prozent auch fast schon revolutionär. Das derzeit viel diskutierte „Stigma“ der Quotenfrau in Davos ist eine Themenverfehlung. Stigmatisiert sind jene 100 Machtfirmen, die erst verpflichtet werden mussten.

## INHALT

Der Umgang mit New Media S. K 2

Orientierung setzt Identität voraus Seite K 16

Egalitäre Strukturen gefragt S. K 28

Förderer in Salzburg, Sudoku, Cortis Nährwert S. K 29

Bildung&amp;Karriere Seite K 31, 32

Jobsplitter finden Sie auf Seite K 18

## „Es ist Fernweh – ,in reverse“

Seit mehr als 25 Jahren arbeitet der Journalist, Autor, Fotograf und Filmemacher Roland Hagenberg im Ausland. Über Berlin, New York und Tokio führte ihn einer seiner Wege nach Raiding, ins Mittelburgenland.

Heidi Aichinger

Es ist keine Rückkehr. Vielmehr ein Neu-Denken jenes Landes, aus dem er stammt, die Anpassung an seine heutige Lebensrealität. Vor zwei Jahren erstand der Journalist, Autor, Fotograf und Filmemacher Roland Hagenberg einen Bauernhof im mittelburgenländischen Raiding – von Tokio aus.

Seit nunmehr 17 Jahren lebt der gebürtige und ursprünglich als psychiatrischer Pfleger ausgebildete Wiener in der japanischen Metropole und gilt heute als einer der angesehensten Publizisten über japanische Architektur. „Jetzt schreibe ich seit Jahren über Architekten und Architektur, wollte immer schon selbst designen und Hand anlegen. Dazu habe ich in Raiding nun die Möglichkeit – ich kann es mir leisten, kann mir Zeit lassen und planen“, erzählt er. Dabei blieb es aber nicht.

## Globales Raiding

Es muss einer jener Momente gewesen sein, in denen einen Mensch – der sich selbst als „rastlos“ bezeichnet und in Tokio eine Stadt gefunden hat, die seinem eigenen „Seelenmuster entspricht“ – die ungewohnte Stille von Raiding zu übermannen drohte. „Es hatte was Ironisches, darüber nachzudenken, dass an einem normalen Tag auf dem Land plötzlich die Japaner kommen – das hatte was Absurd-Lustiges“, erinnert er sich. Eine „absurde“ Idee, auf der nun das heutige „Projekt Raiding“ fußt.



„Das Hin und Her macht die Arbeit, das Leben, das Empfinden und Sehen viel intensiver“, sagt Roland Hagenberg. Foto: Keiko Sakabe

2011 wird natürlich auch in Raiding, dem Geburtsort von Franz Liszt, dessen 200. Geburtstag begangen. Und Hagenberg bereitet seit einem Jahr diesen Anlass unter anderem mit zehn japanischen Star-Architekten vor. Im Umfeld des 2006 von den Architekten Kempe Thill geplanten „Franz-Liszt-Konzerthauses“ sollen temporäre Unterkünfte entstehen, die Dietmar Steiner, Direktor des Architekturzentrums Wien, in

seinem Kommentar im Forum Raiding als „spannendste und spektakulärste architektonische Intervention, die das Burgenland, ja ganz Österreich, jemals gesehen hat“ bezeichnet. Noch seien die Konzepte, Ideen und Modelle auf dem Weg der Realisierung – das erste Haus soll im Juni gebaut werden, der Architekt ist Terunobu Fujimori. Idealerweise, so Hagenberg weiter, „können wir im Oktober, am eigentlichen Liszt-Ge-

burtstag, die Häuser offiziell und gemeinsam mit dem Bundespräsidenten eröffnen“, grinst er. Laufende Ausstellungen begleiten das Projekt und informieren über die Fortschritte.

À la longue betrachtet könnte sich Raiding mit seinen rund 800 Einwohnern nicht nur als Fixpunkt für Musikinteressierte etablieren, sondern auch als Magnet für Architekturbegeisterte. Hagenberg: „Auch touristisch wird das interessant sein, besonders für Japaner, die ja gerne die eigene Kultur im Ausland wiederentdecken. Dann geht man nicht zum Kaufhaus Isetan zum Shoppen, sondern hat in Raiding ein Konzert gehört und in einem Hara-Haus übernachtet.“

## „Glaube an ein Wander-Gen“

Für Hagenberg selbst ist „Raiding“ kein Heimkommen. „Ich hatte auch nie Heimweh“, sagt er, der über Berlin nach New York kam und dort zehn Jahre u. a. im Bereich des „Vanity Publishing“ tätig war – Kunstbände von Jean Michel Basquiat bis Keith Haring tragen seine Handschrift. „Ich hatte immer Fernweh. Es ist so süß, und die Vorstellungen damit sind so schön! Fernweh ist – im Gegensatz zu Heimweh – zukunftsgerichtet“, sagt er. Mit Hagenbergs Ankunft in Japan begann seine publizistische Tätigkeit im Bereich der Architektur. „Das Wissen habe ich mir immer ‚on the run‘ geholt.“ Er habe seinen Lebensstil gefunden. Das viele Reisen mache sein Leben, seine Arbeit, sein Empfinden und Sehen intensiver. „Ich glaube an ein Wander-Gen, wie jenes, das die Störche haben.“ Nach Österreich zu kommen ist für ihn wie „Fernweh – ,in reverse“.

www.hagenberg.com

## Head of Corporate HR (m/w)

### International führender Industriekonzern

Als globaler Player mit zahlreichen Tochtergesellschaften in Europa, Asien und Amerika zählen wir weltweit zu den führenden Konzernen der Kunststoffindustrie. Wir vereinen globales, zukunftsorientiertes Denken mit Wertschätzung von Tradition und Nachhaltigkeit. Unser Erfolgskurs wird getragen von Kostenführerschaft, einer stetigen Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit durch intensive Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten sowie von einer konsequenten Unternehmenspolitik. Aufgrund der anstehenden Pensionierung unseres Konzernpersonalleiters suchen wir einen Top-Personalisten (m/w) als Nachfolger.

In dieser Position tragen Sie die zentrale Verantwortung für alle Personalaspekte und Grundsatzfragen der weltweiten Konzern-Personalpolitik. Sie involvieren sich in die Implementierung von weltweiten Konzernrichtlinien und stellen die Einhaltung von Standards in Österreich und den Auslandsgesellschaften sicher. Zukünftige Schwerpunkte liegen auf der Personalentwicklung, der Rekrutierung von Führungskräften, der Aus- und Weiterbildung, im Ressourcenaustausch zwischen den Gesellschaften sowie auf Lohn- und Gehaltsthemen. Fachlich erwarten wir ein abgeschlossenes Universitätsstudium (vorzugsweise BWL oder Jus), sehr gute Englischkenntnisse und umfassende, mehrjährige internationale Erfahrung in sämtlichen Personalbereichen (inklusive Lohn- und Gehaltspolitik), die Sie in einem internationalen Industriekonzern erworben haben. Als starke Persönlichkeit überzeugen Sie uns durch soziale und interkulturelle Kompetenz, Flexibilität, Kommunikationsstärke sowie ausgezeichnetes Auftreten.

Wir bieten Ihnen eine der attraktivsten HR-Positionen Österreichs mit ausgezeichneten Rahmenbedingungen.

Bitte senden Sie Ihre aussagekräftigen Bewerbungsunterlagen mit Foto an Frau Dr. Helga Rantasa, die Ihnen unter der DW 11 gerne für Fragen zur Verfügung steht.

**DR RANTASA**  
C o n s u l t i n g

1010 Wien, Gonzagagasse 16/19a, Tel: (01) 22 888 00, Fax: DW 80, e-mail: l.huter@rantasa-consulting.at, www.rantasa-consulting.at

# „Die Position der Freien stärken“

Seit Jänner gibt es an der Wirtschaftsuniversität Wien das Forschungsinstitut für freie Berufe. Interdisziplinär soll die Wissensbasis erweitert und der volkswirtschaftliche Stellenwert dieser Berufe analysiert werden.

Gudrun Ostermann

Über Qualifizierung, Zugang und Position der freien Berufe wird viel diskutiert, wissenschaftlich belegt werden konnte bisher aber nur wenig. Seit 1. Jänner gibt es an der Wirtschaftsuniversität Wien ein Forschungsinstitut für freie Berufe, das die wissenschaftliche Auseinandersetzung in diesem Bereich forcieren wird.

Zwei wesentliche Faktoren waren dafür ausschlaggebend. „Zum einen stehen Freiberufler vor klassischen unternehmerischen Herausforderungen – Stichwort Gruppenpraxis oder der Wegfall des Standortmonopols der Apotheken –, zum anderen nimmt die politische Position der freien Berufe kontinuierlich ab“, erklärt Leo Chini, der gemeinsam mit Matthias Fink das Institut an der Wirtschaftsuniversität Wien lei-



Durch eine erweiterte Wissensbasis die Position der freien Berufe stärken. Foto: iStockphoto

Künstler gehören zwar auch zur Gruppe der Freien Berufe, werden aber von anderen Interessenverbänden vertreten, erklärt Chini. Insgesamt zählt das Bundeskomitee Freie Berufe Österreich 68.000 Mitglieder.

Vorerst für fünf Jahre und mit einem jährlichen Budget von 110.000 Euro ausgestattet, möchte das Forschungsinstitut sowohl die volkswirtschaftliche Bedeutung der freien Berufe herausarbeiten als auch „triviale betriebswirtschaftliche Themen wie optimale Führung beleuchten“, ergänzt Chini. Dadurch könne auch ein wissenschaftlicher Hintergrund für die entsprechenden Aus- und Weiterbildung gegeben werden, so Chini. Wichtig sei ein ganzheitlicher und interdisziplinärer Forschungsansatz, erklärt Chini. Erste Ergebnisse werde es im dritten Quartal geben.

Zusätzlich dazu werden auch Kooperationen auf europäischer Ebene mit Instituten geplant, die identische Forschungsziele verfolgen. Als Beispiel nennt er das Forschungsinstitut Freie Berufe (FFB) der Universität Lüneburg und den Bundesverband Freie Berufe Deutschland.

tet. Als Beispiel nennt Chini den sinkenden Wert von Stellungnahmen von Rechtsanwälten zu Gesetzesentwürfen.

## Hohe ethische Ansprüche

Dass der Bedarf hoch ist, die Positionen der Freiberufler wissenschaftlich zu untermauern, zeigen, so Chini, beispielsweise auch die Diskussion über gesetzliche

Änderungen bei Schadensersatz und Haftung. „Hier wird versucht, die ethischen Ansprüche, die die freien Berufe auszeichnen, zu unterlaufen“, sagt Chini.

Finanziert wird das Forschungsinstitut von Erste Bank den österreichischen Sparkassen, Uniqua und dem Bundeskomitee Freie Berufe Österreich. Daher werde sich die Forschung auch im

Kernbereich auf die Berufsgruppen, die durch das Bundeskomitee vertreten sind, konzentrieren. Per Definition des Bundeskomitees erbringen Ausübende freier Berufe aufgrund besonderer Qualifikation persönlich, eigenverantwortlich und fachlich unabhängig geistige Leistungen im Interesse ihrer Auftraggeber und der Allgemeinheit. Journalisten und

## WIR MIGRANTEN

### „I am sailing“

STANDARD-Redakteurin Heidi Aichinger über Rod Stewart und den Nachsatz „goi“.

Ingo hat mein Dreirad zerstört. Er war es auch, der mir das Lied über General Francisco Franco und seine Frau beigebracht hat. Überhaupt war Ingo von der wilden Seite – und das Lied, selbstredend, nicht jugendfrei.

Als Franco – „El Caudillo“, der Führer, wie er auch genannt wurde – im November 1975 starb, wurde ich drei Jahre alt. Und um diese Zeit beginnen meine ersten Erinnerungen. Die wilden Fahrten zum Kindergarten – vier Kinder am Rücksitz eines Citroën 2CV und am Steuer unsere Nachbarin Mabelle, deren ganz persönlicher „Summer of Love“ kein Ende zu nehmen schien. In all den Jahren in Spanien hat es ein einziges Mal für zwei Minuten geschneit. Verwundert sahen wir zum Himmel und freuten uns über eine kurze Erfrischung. Die Dimensionen von Schnee und Kälte konnte ich damals nicht erahnen. Noch Jahre nach der Rückkehr nach Österreich hatte ich Heimweh nach Spanien.

Meine Eltern lernten einander 1970 in Japan kennen. Meine Mutter zog 1971 von ihrer Geburtsstadt Tokio nach Salzburg. Ich selbst wurde in Linz

geboren, und fortan sollten wir den Jobs meines Vaters nachreisen – über Hamburg nach Barcelona und wieder zurück nach Österreich. Insgesamt bin ich in meinen ersten zehn Lebensjahren fast genauso oft übersiedelt. Rod Stewart war bei den meisten Umzügen mein musikalischer Begleiter. Noch heute, wenn ich zum Bahnhof oder Flughafen fahre, höre ich ihn „I am sailing“ singen. Furchtbar.

Ich habe drei Volksschulen in zwei Ländern besucht. Umfeld und Menschen wechselten laufend, Landschaften ziehen beim Blick aus dem Autofenster an mir vorbei. Sprachen kamen durcheinander – Spanisch, Japanisch, Deutsch. Und als wir nach Steyermühl zogen, kam eine weitere dazu: Oberösterreichisch. Kurze Zeit dachte ich, wir seien wieder im Ausland. Lebhaft erinnere ich mich an eine Frage meiner Mutter: „Was heißt eigentlich ‚goi‘?“

Als ich von zu Hause auszog, wurde ich geografisch betrachtet immobil und hatte dennoch lange das Gefühl, weiterziehen zu müssen – aus unterschiedlichen Gründen. Das Bedürfnis, dazugehören zu wollen, wurde mit den Jahren weniger. Dennoch überkam mich ein Anflug an Sentimentalität, als meine Kindheitsfreundin Anja aus Spanien anrief und sagte: „Du musst kommen – hier ist dein Zuhause!“

## Seminar: Kampf gegen Wirtschaftskriminalität

Geschäftspartner wirklich kennenlernen und sich damit vor Verwicklungen in kriminelle Machenschaften schützen – zu diesem Thema referieren renommierte Experten für Wirtschaftskriminalität am 25./26. Februar 2011 sowie am 4./5. März 2011 in einem praxisorientierten Seminar in Wien.

In Österreich ist bereits jedes dritte Unternehmen von Wirtschaftskriminalität betroffen; der (bekannte) finanzielle Schaden beträgt mehr als 880 Millionen Euro pro Jahr. Hinzu kommt, dass Delikte so konsequent wie nie zuvor geprüft, interne Ursachen wie Non-Compliance schärfer strafrechtlich verfolgt und immer häufiger an die Öffentlichkeit getragen werden. (kbau)

Kampf gegen Wirtschaftskriminalität – Know Your X, Arcotel Kaiserwasser Wien, jeweils eineinhalb Tage, 25./26. 2. und 4./5. 3. [www.eci.scalaris.com](http://www.eci.scalaris.com)

## Tom Peters ist „stinksauer“

Beruflich wie privat nach wie vor nützlich: „Re-imagine“

Er versuchte (vergeblich), seinen MBA von der Stanford University aberkannt zu bekommen, als die Verwicklung des Dekans in den Enron-Skandal öffentlich wurde.

Tom Peters – einer der großen Namen in der Riege der Managementvordenker – nahm das sehr persönlich, wurde stinksauer und schrieb *Re-imagine* – jetzt neu aufgelegt bei Gabal.

In Knallrot zieht er in sein elftes Buch – holt ab mit „CEOs, die an allen Ecken und Enden über ihr persönliches Fehlverhalten stolpern“, appelliert, die Eigenverantwortung wahrzunehmen und die „Kröte“ nicht mehr zu schlucken. Weder beruflich noch privat. Stattdessen: Neuerfinden als wichtigste und verantwortungsvollste Aufgabe.

So parteiisch, wie er schreibt, kann auch das Layout aufregen: Eine Mischung aus Collagen, Design, Klebeumbruch aus dem Schülermagazin. Jede Seite ruft



Tom Peters: „Re-imagine“, Gabal Verlag, 352 Seiten, Euro 39,90.

nem etwas zu – allesamt Aufrufe zum Umdenken und dazu, Umgedachtes umzusetzen. Dabei appelliert er grundsätzlich an die Chancen der Davids gegenüber den Goliaths, beruft sich folglich auf die Kraft von Allianzen, nicht von Fusionen.

Gelegentlich reizt er schwer zu Diskussionen – etwa wenn er das Wording der Business Revolution bedient, etwa mit: Früher hieß es Management, heute Empowerment. Insgesamt aber: ein hochenergetisches Vergnügen der Auseinandersetzung in anstrengend-verstörendem Layout. (kbau)



## English for business and pleasure

Lernzielgarantie  
Gratis Wiederholung  
Gratis Einstufung  
Täglich Kursbeginn



Info Wien 01/5956111  
Info Linz 0732/771818

[www.cambridgeinstitute.at](http://www.cambridgeinstitute.at)



## bfi Wien Akademie

bfi Wien Akademie für (angehende) Führungskräfte

Berufsbegleitend - innovativ - neue Perspektiven

Die Lehrgänge der bfi Wien Akademie bereiten praxisorientiert auf die ständig wachsenden Herausforderungen im Berufsalltag vor und fördern sowohl Ihr Fachwissen als auch Ihre Führungskompetenz.

**Diplomlehrgang Betriebswirtschaft für Führungskräfte**

Unternehmensführung, Rechnungswesen, Marketing, HR Management

**Kostenloser Informationsabend:** 25.01.2011, 17:00 Uhr

**Lehrgangsstart:** 01.03.2011

**Diplomlehrgang Controlling**

Know-how für strategisches und operatives Finanzmanagement

**Kostenloser Informationsabend:** 27.01.2011, 17:00 Uhr

**Lehrgangsstart:** 14.03.2011

bfi Wien Akademie, Johann-Böhm-Platz 1 / B / 5. OG - Catamaran, 1020 Wien  
Information & Beratung: bfi Wien, Alfred-Dallinger-Platz 1, 1034 Wien,  
Tel.: +43 1 811 78-10100, E-Mail: [akademie@bfi-wien.or.at](mailto:akademie@bfi-wien.or.at)

Potentiale. Management. Perspektiven.



Ali Rahimi legt keinen Wert auf Namen und Marken. Gemütlich muss es sein – zum Beispiel mit Lustern aus Murano und Pölstern vom Interio.

Foto: Lisi Specht

## Ich kann stundenlang ins Feuer schauen

Für den gebürtigen Perser **Ali Rahimi**, Inhaber eines Wiener Teppichhauses, ist Heimat dort, wo auch Sehnsucht ist. Das erfuh **Wojciech Czaja** bei einem Kamingespräch.

„Ich bin viel unterwegs, so circa einmal im Monat, im Iran, in Indien, China und Pakistan, und bin daher nur selten zu Hause. Doch das macht nichts. Es gibt ein persisches Sprichwort, das besagt: „Heimat ist dort, wo die Sehnsucht ist.“ Mein Glück ist, dass ich mich schnell anpassen kann. Ich fühle mich mal in Wien zu Hause und mal in Teheran. Wenn die Stimmung passt, dann fühle ich mich sogar in der Wohnung von Freunden daheim. Das finde ich überhaupt etwas sehr Schönes.“

Ich wohne im Palais Szechenyi in der Spiegelgasse, direkt über meinem Geschäft und mitten in der Wiener Innenstadt. Ich bin ein urbaner Mensch, ich liebe diesen Ort! Manchmal fühle ich mich hier in einem Dorf, in dem jeder jeden kennt und in der man sich auf der Straße grüßt. Natürlich gibt es diese kleinteiligen Strukturen auch in Teheran, aber ganz ehrlich: Hier in Wien ist die Welt etwas entspannter.

Außerdem habe ich die U-Bahn vor der Haustür, die Infrastruktur ist perfekt, der Bäcker ist ums Eck, und wenn ich in die Arbeit muss, dann stehe ich nicht stundenlang

im Stau, sondern fahre mit dem Lift einfach nur ins Erdgeschoß. Die einzigen zwei Nachteile: Es ist laut, und Parkplätze sind hier eine Mangelware. Macht nichts. Das diszipliniert mich beim U-Bahn-Fahren.

Hätte ich Kinder, würde ich sicherlich irgendwo draußen im Grünen wohnen. Aber so – ich bin auch ledig – ist mein Leben ziemlich flexibel. Ich wohne zwar allein, aber ich lade oft Freunde und Gäste ein, und wir verbringen dann einen netten gemütlichen Abend. Ganz selten kommen auch Kunden und Geschäfts-

partner hier rauf, um sich den einen oder anderen Teppich anzusehen. Daher hat die Wohnung auch ein bisschen repräsentativen Charakter. Besser gesagt: Sie sollte haben! Seit Jahren ist alles in progress, nichts ist fertig.

Das Wichtigste ist für mich der Altbau. Ich brauche die hohen Räume um mich. Der Parkettboden knarrt mit jedem Schritt, die Wände sind schief, es sind hier mit Sicherheit schon wahnsinnige Geschichten passiert. Das Palais wurde für den Freiherrn von Schloissnigg erbaut, ab 1927 ge-

hörte es dann der ungarischen Gräfin Széchenyi. Ich finde das ja spannend!

Es ist schön, vorm offenen Kamin zu sitzen. Ich mache oft Feuer, manchmal sogar im Sommer. Das Feuer bringt mich immer zum Nachdenken. Ich kann da stundenlang reinschauen. Ich denke, das ist das Highlight in meinem Wohnzimmer.

Und was die Möbel betrifft: Ich bin jemand, der überhaupt nicht auf Namen und Marken Wert legt, sondern es muss mir einfach gefallen. Und so passiert es, dass ich

einen Luster aus Murano habe, einen alten Esstisch mit Holznägeln aus Indien – der Transport hat mehr gekostet als der Tisch selbst – und Polster vom Interio. Warum nicht! Auch mit wenig Geld kann man schöne Sachen kaufen.

Ich habe einen hundert Jahre alten, französischen Gobelin an der Wand, und im Nebenzimmer hängen Bilder von Keith Haring und Andy Warhol. Ob das zusammenpasst? Keine Ahnung. Mir gefällt's. Gemütlichkeit ist für mich das Wichtigste überhaupt.

Am liebsten gehe ich auf Flohmärkten spazieren. Die schönsten sind in Paris und Florenz. Meistens nehme ich das eine oder andere Ding mit nach Wien. Für meinen Geschmack – warme und erdige Farben, Kerzenlicht und Möbel mit viel Geschichte – ist diese Form der Einrichtung genau das Richtige.

Ansonsten steht nicht viel herum. Ich bin ja der Meinung, dass es nichts Wichtigeres gibt als Teppiche, Stühle, Polster. Manchmal nehme ich mir einen Polster und lege mich damit auf den Boden. Da gibt es natürlich wieder ein persisches Sprichwort: „Gib mir einen Teppich und einen Stuhl, und ich kann wohnen.“ Und das stimmt wirklich. “



Gute  
Aussichten  
auf Erfolg.

www.buero.at



## STANDARD EXKLUSIV

23., Leo-Mathäuser-Gasse 92

- 12 freifinanzierte Eigentumswohnungen
- Wohnungsgrößen zwischen 123 und 147 m<sup>2</sup>
- großzügige Terrassen oder Eigengärten
- bezugsfertig

Nur noch wenige Wohnungen frei!

ÖSW – Siedlungs- u. Wohnungswerk  
Wohnungs- u. Baubetreuungsges.m.b.H.  
Brigitte Mitterlehner: T 01/401 57 DW 134  
brigitte.mitterlehner@oesw.at | www.oesw.at

